

Kleine
Kinderbibliothek.

Herausgegeben
von
J. H. Campe.



Neue Auflage.

Zweiter Theil.

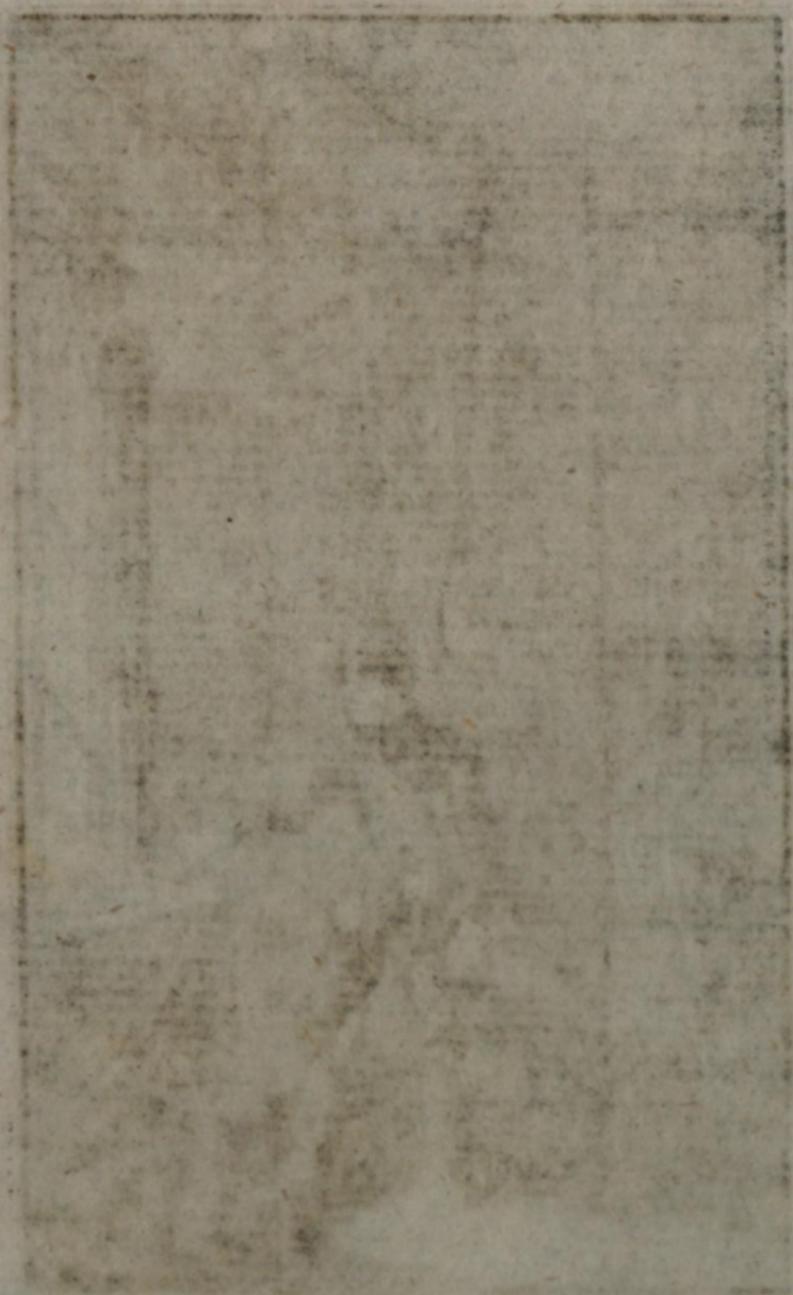
Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute.

1789.

Zusatz

28	Der arme Mann und sein Kind.
27	Der Geburtstag.
26	Zwei Kinder.
25	Zwischen.
24	Von der Verantwortlichkeit.
23	Das schlafe Kind.
22	Geschick. Manna und Lina.
21	Von der Eichel und dem Korb.
20	Wie sehr man trachten soll, mit jeder Zurichtung der Natur zufrieden zu sein.
19	Gründungsarbeiten.
18	Verzeihlich.
17	Der Sumpf und die Hecke.
16	Enthaltsamkeit.
15	Fritz und seine Mutter.
14	Wie Fischen sich von ihrer Mutter lösen.
13	Fritz und Fritz, eine Romanze.
12	Stallisch.
11	Teufel erstickt, weil.
10	Man kann sich bessern, wenn man nur tue ihrer Mutter.
9	Fremder und Schwester, aus Geburt.
8	Dante und Doris.
7	Sophie und ihre Mutter.
6	Frischen und Sonnen.
5	Geschicklichkeit, ein Kind.
4	Frischen, als ob alle da war.
3	Im Fortgehen.
2	Zwei Bites und vermischt Böses, auch
1	Das Kind am Morgen.
3	Frischen Arbeit.
1	Abend.
1	Geodols und Manna am Weihnachts-

Seite.





Soll Ich?

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite.
1 Leopold und Mantchen am Weihnachts= abend, = = = = =	1
2 Frizchens Gebet. = = = = =	3
3 Das Kind am Morgen. = = = = =	4
4 Ihue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen. = = = = =	5
5 Frizchen, als der Mai da war. = = = = =	11
6 Gefälligkeit erwirbt Liebe. = = = = =	12
7 Frizchen und Hannchen. = = = = =	14
8 Sophie und ihre Mutter. = = = = =	16
9 Damöt und Doris. = = = = =	18
10 Bruder und Schwester, am Geburts= tage ihrer Mutter. = = = = =	21
11 Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will. = = = = =	22
12 Mailied. = = = = =	25
13 Franz und Friz, eine Romanze. = = = = =	26
14 Als Lieschen sich von ihrer Mutter schied	
15 Friz und seine Mutter. = = = = =	30
16 Enthalttsamkeit. = = = = =	31
17 Der Hengst und die Wespe. = = = = =	34
18 Wiegenlied. = = = = =	—
19 Frühlingsliedchen. = = = = =	36
20 Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu seyn	—
21 Von der Sichel und dem Kürbis. = = = = =	37
22 Gespräch. Minna und Lina. = = = = =	39
23 Das schlaflose Kind. = = = = =	42
24 Von der Verträglichkeit. = = = = =	43
25 Luischen. = = = = =	47
26 Zwei Knaben. = = = = =	49
27 Der Geburtstag. = = = = =	—
28 Der arme Mann und sein Kind. = = = = =	51

29	Die aufrichtigen Kinder.	83
30	Die Laxe, die alte und die junge Maus.	85
31	Die Klättscherin.	86
32	Das heldenmüthige Kind.	88
33	Es ist nicht gut ungehorsam zu seyn.	89
34	Der Bauernknabe, als er den kranken Karl erblickte.	91
35	Willst du froh beim Spiele seyn, so spiele mäßig, und gewöhne dich zum Fleiße.	92
36	Der liebevolle Bruder.	93
37	Winterlied.	94
Zweite Abtheilung.		
38	Frischens Morgengedanken.	95
39	Schlimme Folgen der Unordentlichkeit.	98
40	Nothwendigkeit der Ordnung.	102
41	Die Selbstüberwindung.	103
42	Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.	104
43	Die Furcht im Dunkeln.	106
44	Ein Beispiel von großmüthiger Wohlthätigkeit.	109
45	Die Biene und die Taube.	112
46	Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.	113
47	Die Unschuld.	116
48	Des Morgens im Saate Felde.	117
49	Das belohnte Mitleiden.	118
50	Morgenlied.	119
51	Die Macht der kindlichen Liebe.	122
52	Lied junger Hirten.	123
53	Whittington.	123
53	Das Pferd und der Esel.	126
55	Der Löw und der Fuchs.	127
56	Johann der Seifensieder.	129
57	Im Winter.	130
58	Der glückliche Bauer.	131
59	Freude über Gott.	131
60	Zachorn.	133

61	Frühlingslied.	S. 106
62	Das beste Geschenk.	107
63	An eine welke Rose.	—
64	Der Blinde und der Lahme.	108
65	Eine sonderbare Dankfagung.	—
66	Der Fuchs und der Esel.	109
67	Der Hund mit dem Fleische.	110
68	Die treue Magd	—
69	Der Frühling	112
70	Lied eines Schiffenden nach überstan-	
	denem Sturm	113
71	Das Schwerste und das Leichteste	114
72	Lob des Winters	115
73	Winterlied	116
74	Eine Handlung der Gerechtigkeit	117
75	Lied, nach der Melodie: Wer wollte sich ic.	118
76	Spaziergang im Februar	119
77	Der Dachs und das Eichhorn	120
78	Ein Knabe und die Mücken	121
79	Von einem merkwürdige Korbmacher	122
80	Die aufgehende Sonne	124
81	Geschenk an eine Tante an ihrem Ge-	
	burtsfage	125
82	Charlotte, Luise, Leonore und Malchen	126
83	Mitleid	132
84	Die Schlange und der Aal	133
85	Reiselied	134
86	Abendlied nach zurückgelegter Reise	136
87	Die Gartenlust	137
88	Tim, eine Meklenburgische Geschichte	139
89	Henriette und die Muffler	144
90	Thomas Morus	148

Dritte Abtheilung.

91	Des Morgens im Walde. Den 26 Jänner	153
92	Denke nichts Arges von deinem Bruder	154
93	Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit	157
94	Der Menschenfreund	165
95	An die Nachtigall	167
96	Der Mai	168

97	Aufmunterung zur Freude	=	S.	169
98	Ein Lied. Ich bin vergnügt ic.	=	=	170
99	Trin	=	=	171
100	Die Freundschaft. Leander und ic.	=	=	174
101	Die guten Beispiele	=	=	176
102	Zufriedenheit. Gott hat mir ic.	=	=	177
103	Der Frühling. Am ersten Maimorgen			178
104	Kristel bei Betrachtung eines Kirchhofes			—
105	Zufriedenheit. Mir ward ic.	=	=	180
106	Der Fönix und die andern Vögel	=		—
107	Der gelähmte Kranich	=	=	181
108	Die Freundschaft. Soll ich mit ic.	=	=	182
109	An einen Kanarienvogel	=	=	184
110	Einladungen an zwei Freundinnen	=	=	185
111	An ein kleines Landmädchen	=	=	186
112	Loblied	=	=	187
113	Nachtrag von Sprichwörtern	=	=	189
114	Die Wahrheit	=	=	192
115	An einen tugendhaften Jüngling	=	=	193
116	Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit	=	=	194
117	Der Sturm	=	=	195
118	Die Spinne und der Hänfling	=	=	197
119	Eine Begebenheit aus Byrons Leben	=	=	199
120	An einem Frühlingmorgen	=	=	210
121	Herbstlied	=	=	211
122	Am Fenster. Beim Mondschein	=	=	212
123	Geschichte eines Spielers	=	=	213
124	An den Schlaf	=	=	218
125	Diogenes und der junge Kriton	=		—
126	Einige von den goldenen Sprüchen des Pythagoras	=	=	137
127	Von einem jungen Verbrecher, der sein eigener Ankläger war, ohne es zu wissen			240
128	Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen	=	=	243
129	An Lina	=	=	245
130	Der Bauer	=	=	—
131	Der frohe Bauer	=	=	246
132	Großmüthige Anwendung eines erhal- tenen Gesichts	=	=	248



Leopold und Nantchen;

am

Weihnachtsabend.

Leopold.

Sprich, Nantchen, ist dir auch ums Herz?
Wie mir? — Ich möchte wirklich weinen.

Nantchen.

Warum?

Leopold.

Ja, sieh! da haben nun

Die lieben Eltern uns schon wieder
So vielerlei geschenkt; und wir
Sind noch so klein und noch so schwach,
Und können's ihnen nicht vergelten.

Nantchen.

Wenn wir nur immer artig sind,
So halten beide sich schon für
Belohnt genug.

Leopold.

Das ist es eben;

Was mich so traurig macht, daß wir
Noch immer nicht so fromm, so gut
Und artig sind, als sie es wünschen!

Kinderbibl. H. Th.

A

Nantchen.

Der liebe Gott wird uns wohl helfen,
Daß wir noch besser werden.

Leopold.

O!

So komm und laß uns niederfallen
Vor unserm lieben Gott, und beten,
Daß er uns armen Kindern helfe,
Recht fromm zu seyn! (Sie knien nieder.)

Nantchen!

Du lieber Gott,
Wir wollten gar zu gern die Eltern
Durch unsre Artigkeit erfreun.

Leopold.

Und sieh! Wir armen Kinder fehlen
Doch noch so mannichmal!

Nantchen.

Das thut
Uns denn so leid!

Leopold.

Ach, ja! so leid!

Nantchen.

Drum beten wir zu dir; du bist
So groß und gut, und hilfst so gern:
Ach! hilf uns doch, daß wir nicht wieder
Von neuem fehlen!

Leopold.

Hilf, ach! hilf
Uns doch, du großer, lieber Gott!

Nantchen.

Du thust es doch?

Leopold.

Du thust es! — Amen!

Fritzchens Gebet.

Der du mit Wohlgefallen
 Die guten Kinder siehst,
 Und auch ihr armes Lallen,
 Ihr Stammeln nicht vergißt:
 Vernimm mich kleinen Knaben!
 Ich möchte gern von dir
 Ein recht gut Herz noch haben;
 Lieb, lieber Gott es mir!

Ich hab's noch nicht; gewißlich!
 Ich mache ja so oft
 Papa, Mama verdrieslich,
 Und weine noch so oft.
 Ich möcht' ich auch wohl weinen,
 Doch nicht aus Ungebühr!
 Aus Kummer möcht ich weinen.
 Gott! — o vergieb es mir!

Ich habe da zwey Täubchen,
 Die seh ich öfters an;
 Das Männchen und das Weibchen
 Sind mir so zugehan.
 Sie thun mir nichts zuwieder,
 Sind immer still und fromm;
 Und flattern gleich hernieder,
 Sobald ich sage: komm!

Das hab ich vor der Thüre
 Oft recht beschämt gesehn.
 Es sind nur arme Thiere,
 Und machens doch so schön.
 Ich bin wohl sechsmal grösser,
 Und weiß, was Unrecht ist,
 Und mach' es doch nicht besser!
 O! wie man sich vergißt!

Ach nein! ich bin noch lange
 Nicht so, wie ich seyn will!
 Befrei mich von dem Sange
 Zum bösen Eigenwill!
 Gehorsam laß mich werden,
 Wie mirs die Täubchen sind.
 Gott, mache mich auf Erden
 Zum allerbesten Kind! Orerbeck.

Das Kind am Morgen.

Ich lebe noch; wie froh bin ich!
 Und alles das, was gestern mich
 Erfreute, seh ich wieder —
 Gottlob! Papa — Gottlob! Mama —
 Mein Spielwerk — Alles, seht, ist da!
 Nun sing ich meine Lieder.

Wie manches Kind schläft stumm im Grab,
 Da ich nur ausgeschlafen hab',
 Um munter jetzt zu singen!
 Wie süß hab' ich die Nacht geruht!
 Wie läßt sich's auf den Schlaf so gut
 Jetzt laufen, hüpfen, springen!

Darf ich denn nicht recht fröhlich seyn?
 Ha! ha! Was hab' ich denn für Pein?
 Und wer will mir's denn wehren?
 Den bösen Kindern wehret man,
 Die guten, müntern lacht man an,
 Und sucht sie nicht zu stören.

Gott selber, der mir alles gab,
 Schlaf, Leben, alles — sieht herab
 Auf mich; sieht seine Freude

5

An mir; sein liebes Kind bin ich;
Er schenkte meinen Eltern mich,
Und ich erfreu sie beide;

Bin, so wie sie, auch brav und fromm,
Weiß, daß ich in den Himmel komm:
D da ist's gut zu leben!
Gott liebt mich jezo schon so sehr,
Und da will er mir doch noch mehr,
Als hier auf Erden, geben.

Gewiß, ich will nicht böse seyn!
Wer böse ist, kommt ja nicht hinein —
Kriegt keine schöne Sachen.
Tagtäglich will ich fromm und still,
Und artig seyn, wie man nur will,
Doch auch mich freun und lachen.

Overbeck.

Thue Gutes und vermeide Böses,
auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich gieng mit seinem jüngsten Sohne, Sännschen, weit ins Feld spazieren. Es war an einem angenehmen, aber noch ziemlich warmen Herbsttage.

Vater, sagte Sännschen, da sie bei einem Garten vorbei kamen, der mitten im Felde lag, — mich durstet gar zu sehr!

Nich auch, mein Kind, antwortete Ehrenreich; aber wir müssen Geduld haben, bis wir nach Hause kommen.

Sännschen. Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birnen hängt.

Ehrenreich. Ich sehe; aber der steht im Garten!

Sännschen. Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinübersteigen.

Ehrenreich. Und was würde der, dem der Garten angehört, dazu sagen, wenn er hier wäre?

Sännschen. O er ist gewiß nicht hier; und es ist auch keiner da, der's ihm wieder sagen könnte!

Ehrenreich. Du irrst, mein Kind! Einer wenigstens würd' es gewiß sehen, und der müßte uns deswegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Sännschen. I, wer denn?

Ehrenreich. Der, welcher überall zugegen ist, welcher uns immer sieht, immer weiß, was wir thun — Gott!

Sännschen. Ach ja; daran hatt' ich nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich ein Mann auf, der ungesehn hinter dem Zaune im Grase gesessen hatte. Es war der Besitzer des Gartens, welcher Sännschen folgendermaßen anredete:

„Danke Gott, mein Sohn, daß dein frommer Vater dich verhindert hat, in den Garten zu steigen und etwas zu nehmen, das nicht dein war!“

„Wisse, daß ich unter diesen Birnbaum, um ihn vor Dieben zu bewahren, Fufangel habe legen müssen. Du würdest hineingetreten haben und immer lahm geblieben seyn.“

„Aber, weil du auf die Erinnerungen deines Vaters den unsichtbaren Gott gefürchtet, und das Unrecht, das du begehrtest, nicht ausgeübt hast: so will ich dir gern von des Baumes besten Früchten geben.“

Er gieng darauf hin, schüttelte den Baum, und brachte Sännschen einen ganzen Hut voll der schönsten Birnen.

Ehrenreich wollte ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollt' es nicht nehmen.

Warum nicht? fragte Ehrenreich.

Darum, antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gern sieht, wenn wir Gutes thun und unserm Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese Paar Birnen nicht missen lassen.

Ehrenreich drückte ihm die Hand, sahe gerührt zum Himmel, und gieng mit seinem Sännschen weiter.

Sännschen. Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich. Das ist er; und so sind alle, die auf das, was ihnen täglich begegnet, geachtet und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Sännschen. Hätte uns der liebe Gott denn wohl auch bestraft, wenn wir die Birnen genommen hätten?

Ehrenreich. Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren seyn?

Sännschen. Ja, aber Gott hatte doch die Fußangel nicht dahin gelegt?

Ehrenreich. Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein Wissen und ohne sein Zulassen geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohne, dem Bösen zur Strafe dienen müssen.

Hör, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch so klein, wie du, und in meines Vaters Hause war: da hatten wir zwei Nachbarn, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der Eine hieß Schmid, der Andre Müller.

Schmid hatte einen Sohn, der hieß Kristian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß.

Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbarn waren kleine Gärten, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden.

Nun hatte Kristian, des einen Nachbars Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht umzusehen, ob er auch niemand schaden würde.

Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsers und des Nachbars Garten, so daß keiner darin vor seinem Werfen sicher war.

Sein Vater hatte dies einmal bemerkt, und verbot es ihn nachdrücklich.

Aber unglücklicher Weise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun müsse, wenn man ganz allein ist. Er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bei uns ist, und alles sieht, was wir thun.

Da er nun einmal wieder ganz allein im Garten war, kriegt er abermal Lust, sich durch Werfen zu ergöhen; und weil er wußte, daß sein Vater ausgegangen war, so glaubt er, daß es ihm nicht schaden würde.

Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit seinem Konrad im Garten.

Dieser Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es wäre genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böses thäte. So bald man allein wäre, dachte er, könnte man thun, was man wollte.

Sein Vater hatte eine geladene Flinte bei sich, um die Sperlinge zu schießen, die ihm die Kirschen abfraßen. Sie standen in der Laube und warteten, daß die Sperlinge kommen sollten; aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war.

Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu Konrad: du, rühre mir ja nicht die Flinte an!

Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn schaden, dachte er, wenn ich ein bisschen mit der Flinte spiele? Ich werde ja keinen damit todtschießen, und der Vater ist ja nun im Hause!

Er ergriff die Flinte, und exerzierte damit, wie ein Soldat. Dann wollt' er versuchen, ob er auch wohl schon den Hahn spannen könnte.

Er legte also die Flinte auf die Hecke recht nach Nachbar Schmid's Garten hin, und nun faßt' er den Hahn, um ihn aufzuziehen.

In eben den Augenblicke warf Kristian aus seinem Garten mit einem scharfen Stein herüber; traf Konrad's Auge; Konrad lief vor Schrecken und Schmerz den aufgezogenen Hahn fahren; puf! gieng der Schuß los, und au! au! hörte man in beiden Gärten schreien.

Konrad war um sein Auge, und Kristian hatte den ganzen Schuß ins Bein gekriegt. Jener wurde blind, dieser lahm, und beide blieben es ihr Lebelsang.

Sännschen. O der arme Kristian und der arme Konrad!

Ehrenreich. Sie waren sehr zu bedauern, vornemlich deswegen, weil jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den Andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch war's im Grunde für Beide ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Sännschen. Warum, Vater?

Ehrenreich. Das will ich dir sagen; siehst du, Sännschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte: so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, so bald sie allein gewesen wären.

Nun aber lernten sie aus ihrer Erfahrung, daß dasjenige Uebel, was die Menschen nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft werde.

Daher besserten beide sich, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren.

Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte: denn dieser gute himmlische Vater züchtiget uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Sännschen. Nun will ich niemals wieder Unrecht thun, und wenn's auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich. Gott erhalte dich bei diesem Vorsatze, mein Lieber!

Jetzt waren sie wieder zu Hause angekommen.

Frizchen, als der Mai da war.

Endlich, endlich hab ich ihn,
 Meinen Sommermann.
 Nun ist alles schön und grün,
 Alles lacht mich an.
 Unfre Kirschenbäume blühn
 Und der Tulipan,
 Und die langen Störche ziehn;
 Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachfigal
 Singt den ganzen Tag,
 Und der klare Wasserfall
 Läuft dem Geisblat nach:
 Und die Felder leben all,
 Und der Taubenschlag
 Wimmelt, und im Wiesenthal
 Blinkt der helle Bach.

O du lieber guter Mai,
 Sey gesegnet mir!
 Wenn du kömmt, ist alles neu,
 Bliestest du noch hier!
 Ich bin selber ganz wie neu,
 Wie gefall' ich mir!
 O du lieber guter Mai,
 Bliestest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus ins Feld!
 Ofen gute Nacht!
 Gott hat seine liebe Welt
 Selber warm gemacht.
 Lauf, o Sonne wie ein Geld,
 Angesthan mit Pracht!
 Gott hat seine liebe Welt
 Warm durch dich gemacht!

Brauch ich Fenster noch und Dach?
 O wozu, wozu;
 All der Himmel ist mein Dach?
 Und der Baum dazu!
 Seht den Vogel, wie gemach
 Wiegt er sich in Ruh!
 Warum thät ich's ihm nicht nach?
 Vogel, ich und du! —

Heissa juch! wie froh, wie froh,
 Ist mein ganzer Sinn!
 Lebt ich doch, o lebt ich so
 All mein Leben hin!
 Mit dem Mai so froh, so froh,
 Mehr nicht, als ich bin:
 Lebt' ich nur, o lebt' ich so
 All mein Leben hin!

Overbeck.

Gefälligkeit erwirbt Liebe.

Der kleine freundliche Kristian gieng mit Nachbars Peter aus, um Maiblumen zu pflücken. Beide hatten ihr Frühstück in der Hand.

Ihnen begegnete eine arme Frau mit einem kleinen Knaben, der ganz verhungert aussah.

„Ach! lieber Kleiner, sagte die Frau zu Peter, geb' er doch meinem armen hungrigen Kinde ein Bischen von seinem Butterbrod ab; er hat seit gestern Morgen nichts gegessen.“

Mich hungert selbst, antwortete dieser, und fuhr fort, sein Frühstück zu verzehren.

Was that aber Kristian? — Er war auch hungrig; aber da er den Knaben weinen sah, gab er ihm geschwind sein Butterbrod; und der

Knabe freute sich und die Mutter wünscht ihm Gottes Segen.

Auch lief der Knabe vor ihm hin, zeigte ihm eine Wiese, wo recht viele Maiblumen standen, und half sie ihm pflücken.

Kristian brachte einen großen Strauß von Blumen, Peter hingegen nur wenige zu Haus.

Am andern Morgen giengen beide wieder in eben der Absicht aus. Diesmal begleitete sie noch ein drittes Kind, der kleine Valentin.

Da sie schon etwas gegangen waren, sagte Valentin zu ihnen! ich habe meine Schulschnalle verloren; kommt und helft sie mir suchen!

Aber Peter antwortete: er habe keine Zeit dazu; und gieng fort. Kristian hingegen kehrte mit ihm um, die Schnalle zu suchen.

Sie fanden sie bald; und darauf siengen sie gleichfalls an, Blumen zu pflücken.

Alle, welche Valentin fand, schenkt er dem, der ihm geholfen hatte, die Schnalle zu suchen; dem Andern hingegen gab er keine.

Also kriegte auch heute Kristian viel mehr Blumen als Peter. Darüber gieng jener froh, dieser mißvergnügt zu Hause.

Am dritten Tage wollten sie wieder hingehen, Blumen zu pflücken: aber siehe! da kam der kleine Knabe, dem Kristian das Butterbrod gegeben hatte, ihnen entgegen, und brachte diesem eine ganze Menge der schönsten Maiblumen, die er für ihn gesucht hatte.

Peter wollte sich selbst auch wehe pflücken; aber da waren keine mehr zu finden, der kleine Knabe hatte sie schon alle abgelesen.

Peter kriegte also diesmal gar keine Blumen.

Da sie nun wieder zu Hause giengen, begegnete ihnen der kleine Valentin.

„Lieber, sagte dieser zu Kristian, weil du mir gestern den Gefallen thatest, mir meine Schnalle suchen zu helfen: so hab' ich dich so lieb, daß ich gern immer bei dir seyn möchte.“

„Komm mit mir in unsern Garten, da sind noch mehr Kinder, da wollen wir einmal recht mit einander spielen.“

„Mein Vater hat dich auch recht lieb; Der sagte, ich sollte dich nur holen; denn wollt' er uns recht schöne Spiele lehren, und wollte selbst auch mitspielen.“

Freudig lief Kristian an seiner Hand nach dem Garten; und Peter? — ja der mußte traurig zurückbleiben, weil ihn keiner gebeten hatte.

Da lernt' er endlich, wie gut es sey, liebreich und gefällig zu seyn gegen jedermann! Er ward es, und von der Zeit an, sah er sich von allen Leuten eben so geliebt, als der freundliche Kristian.

L. K.

Fritzchen und Hannchen.

Fritzchen.

Und du bist traurig, Hannchen? — Auf der Welt ist alles ja so schön! — Ich kann mich nicht betrüben;

Hier ist so viel, das mir gefällt.
Wir haben Eltern, die uns lieben,
Wir haben Spielzeug —

Sannchen.

Fritzchen, ach!

Wenn du es hörst, es wird dich auch betrüben:
 Hin ist mein allerliebstes Spiel!
 Mein wächsern Püppchen, sieh, es fiel!
 Da liegt der Arm, den es im Fall zerbrach.
 Wie könnt' ich nun noch fröhlich seyn!

Fritzchen.

Du daurst mich, Schwester — aber nein!

Wer wollte sich so lange quälen?
 Komm, du mußt mit mir fröhlich seyn;
 Ich will dir was von meiner Lust erzählen.
 Als ich hier jezt im Garten gieng,
 Da sah ich — Welch Vergnügen!
 Den schönsten bunten Schmetterling
 Von einem Blumenbeet zum andern fliegen.
 Bald flog er himmelan,
 Bald auf die Blumen nieder;
 Wie bunt war sein Gefieder!
 Es flammte, wie der Bliß
 Jezt trank er Rosendüfte;
 Jezt fächelt' er die Lüfte;
 Jezt flattert' er zur Erde nieder!
 Dies Weilchen war sein Sitz.

Sannchen.

Halt doch — da glaub' ich ihn zu sehn,
 Sitzt er nicht dort am Nelkenstocke?

Fritzchen.

Das ist er; komm, er soll uns nicht entgehn! —
 Hier hab' ich ihn erhascht!

Sannchen.

Wie schön

Ach! der macht mir so viel Vergnügen,
 Als sonst die Pupp'.

Fritzchen.

Er soll in deiner Stube fliegen;
 Sein Weilchen soll Lavendel seyn,

Und von Jasmin soll er sich nähren
Dein sey er, Schwester, dein!

Sannchen.

O herrlich!

Frizchen.

Sieh, nicht lange wahren
Verdruß und Schmerz!
Wie bald versiegen unsre Zähren!
Sur Freude schuf Gott unser Herz.

Aus dem niedersächsischen Wo-
chenblatte für Kinder.

Sophie und ihre Mutter.

Mutter.

Warum gehst Charlotte weinend von dir? und
du sitzt da allein so traurig. — Wie? du ant-
wortest nicht?

Sophie. Ach, liebe Mutter —

Mutter. Du stotterst? mach dich die Ant-
wort verlegen? Das ist kein gut Zeichen.

Sophie. Ach, liebe Mutter — sie wollte
meine Puppe haben, und —

Mutter. Nun?

Sophie. Ich wollte sie ihr nicht geben!

Mutter. Nicht? und warum nicht, mein
Kind? War sie etwa nicht hier?

Sophie. Ach ja!

Mutter. Oder du wolltest selbst damit
spielen?

Sophie. Ach nein!

Mutter. Sie hat dir etwa neulich was dar-
an zerrissen?

Sophie. Ach nein! das that ich an ihrer.

Mutter

Mutter. Nun, was für Ursache konntest du denn haben? —

Sophie. Ja — ich hatte keine Lust.

Mutter. Wie? keine Lust deiner Schwester ein Vergnügen zu machen? — Was hör ich?

Sophie weint.

Mutter. Weine nicht, Sophie; das macht nichts gut: aber laß dir sagen, wie dir gegangen ist, und was du hättest thun müssen. Erst hättest du vielleicht im Ernst keine Lust, ihr gleich die Puppe zu geben; das war dir unbequem, du wolltest so bei deinen Sachen bleiben, nicht wahr?

Sophie. Ja, so wars.

Mutter. Nun, und da achtestest du nicht weiter darauf, obs deine Schwester betrübt machte, oder nicht? Nicht so?

Sophie. (weinend) Nein!

Mutter. Ja, da siehst du aber, wie es geht, wenn man nicht darauf achtet, ob andere vergnügt sind, oder nicht. Da geht sie von dir und weint — und du bleibst allein und bist — was? vergnügt?

Sophie. (weinend) Ach nein!

Mutter. Und warum nicht? weil du dich erinnerst — recht gethan zu haben? oder unrecht?

Sophie. (weinend) Unrecht.

Mutter. Ja, denn wenn man jemand ein Vergnügen machen kann, und thut es nicht, so thut man unrecht. Und glaubst du denn wohl, daß sie vergnügt geblieben wäre, wenn du ihr die Puppe gegeben hättest?

Sophie. Ja, das glaub ich.

Mutter. Ich auch, denn als du ihr gestern deine Karten überliefest, wie freute sie sich nicht!

Sophie. O ja!

Mutter. Und du, warst du da nicht auch mit vergnügt?

Sophie. O ja!

Mutter. Und du bleibst nicht so traurig allein, wie jetzt?

Sophie. Nein!

Mutter. Und da siehst du also, daß man vergnügt ist, wenn man recht thut und Andere so vergnügt macht, als man kann. Denke nun ein andermal ja daran, wenn dich jemand bittet, und du es thun kannst: so darfst du nachher nicht so im Winkel sitzen und unzufrieden seyn. Denn wer für Anderer Vergnügen sorgt, der sorgt für sein eignes mit. L. K.

Damöt und Doris.

Damöt.

D weh, was fang ich an!
 Was wird mein armer Vater sagen!
 Wie wird er um euch klagen,
 Ihr armen Ziegen! — Nein, ich kann,
 Ich kann nicht seine Thränen sehn!
 Viel lieber will ich gehn,
 So weit mich meine Füße fragen!
 Ich armes Kind!

Doris.

Was weinst du, Damöt?

Damöt.

Ach, Doris, siehe, wie mir's geht!
 Denk nur, zwö Ziegen, die
 Mein Vater mir zu weiden gab,
 Die stürzten sich vor mir vom Fels herab!
 Der arme Greis hat nichts, als sie!

Wir lebten von der Milch, die sie uns gaben;
 Was werden wir nun noch zu leben haben?
 Wie liebt' ich nicht die armen Ziegen!
 Sie spielten oft mit mir im Gras;
 Oft sah ich sie, wenn ich im Schalken saß,
 Ach! so vertraut zu meinen Füßen liegen.
 Für sie such' ich den schönsten Klee,
 Den klarsten Quell, die jüngsten Sprossen!
 Ich badete sie oft und schlief nicht eh',
 Bis ich sie selbst in ihren Stall verschlossen.
 Nun sind sie hin! o weh! o weh!

Doris.

Allein, wie hast du's denn gemacht?
 Warum gabst du nicht auf sie Acht?

Damót.

Ich gieng nur eben erst vor einem Augenblicke
 Aus dem Gebirg' ein wenig in das Thal hinaus,
 Und suchte Blumen dort zu einem Strauß.
 Indem ich nun so sitz' und Blumen pflücke,
 Da kommt des Thirsis Hund in vollem Lauf
 Von jener Seite her den Berg herauf,
 Und bellt und schreckt mir meine Ziegen.
 Die armen Thierchen stürzen sich herab! Ich schrie,
 Ich lief; doch da ich kam, da fand ich sie
 Schon todt zu meinen Füßen liegen.

Doris.

Du armes Kind!

Damót.

Ach! klag um mich nicht sehr,
 Beilage meinen Vater nur!
 Du weißt, es ist auf dieser Flur
 Kein arm'rer Schäfer, als wie er.
 Und nun hab' ich noch ärmer ihn gemacht;
 Um alles hab' ich ihn gebracht!
 O Doris, troste ihn!

Denn ich will nun entfliehn
 So weit ich kann, und niemals wiederkehren.

Doris.

Kind, bist du klug? Willst du noch seinen
Schmerz vermehren?
Er ist so gut; er wird dir bald vergeben.

Damoſ.

Ja, Doris, doch das ist es eben,
Was mich so sehr betrübt;
Weil ich ihn lieb', und er mich liebt;
So kann ich ihn unmöglich leiden sehn.

Doris.

Hör, Kind! du sollst nicht von uns gehn,
Wie kannst du deinen Vater lieben,
Und so empfindlich ihn betrüben?
Bleib nur und schweig!

Du weißt ja, ich bin reich;
Die größte Heerd auf dieser Flur
Ist mein; was thun mir denn zwo Ziegen nur?
Komm, Kind, ich will sie dir mit Freuden geben!

Damoſ.

O Doris — Beste! — o wie gut!
O Gott sey Dank, du schenkest mir das Leben!

Doris.

Wie glücklich ist, wer Andern Gutes thut!

Damoſ.

Nun will ichs meinem Vater sagen.
Wie wird der arme Greis sich freuen!
Er wird dich segnen; komm! doch nein!
Wir wollen selbst die Ziegen zu ihm tragen.
O, liebe Doris, sage mir:
Wie lieb' ich dich genug, wie dank ich dir?

Doris.

Schweig, Kind! — Zwo Ziegen waren vor-
her dein;
Jetzt sollen, dich und deinen Vater zu erfreuen,
Drei Kütter und drei Lämmer euer seyn.

Damót.

O Himmel! — O ich muß des Todes seyn
Vor Freuden! Doris, liebe Doris, nein!
Das ist zu viel!

Doris.

Komm, komm und hole nun
Aus meiner Heerde deine Ziegen.

O Menschen, giebt's ein größeres Vergnügen,
Als andern Menschen wohlzuthun?

Aus dem niedersächsischen Wo-
chenblatte für Kinder.

Bruder und Schwester, am Ge- burtstage ihrer Mutter.

Bruder.

Hüpfend bring ich einen Blumenkranz.
Und ein Herz voll Freude dir entgegen;
Nimm's für deinen mütterlichen Segen,
Befle, nimm es ganz.
Lieb' und Dank ist alles, was ich habe;
Und dies alles bring ich jetzt zur Gabe,
Und mein Mütterchen verschmäht es nicht.
Dich zu lieben — o der süßen Pflicht!
Unter allen Freuden wünsch' ich diese mir allein,
Stäts dein liebes, frommes Kind zu seyn.

Schwester.

Jenes Pflänzchen hab' ich lange schon gepflegt,
Bis es endlich süße Früchte trägt.
Diese Früchte giebt es mir
Zur Belohnung nun dafür.
Wäre doch auch meine Blüthe schon
Deiner sanften Pflege Lohn!
Ach! die beste Mutter siehst

Nur ihr Knöspschen noch nicht aufgeblüht.
 Aber, wenn wir wieder diesen Tag begehnen,
 O dann soll's in voller Blüthe stehn,
 Dir, du beste Mutter, gleich,
 Und, wie du, an jeder schönen Tugend reich!

Aus dem niedersächsischen Wochenblatte für Kinder.

Man kann sich bessern, wenn man
 nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seyd, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzähl ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sey, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Mera, ein lebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Unfugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu seyn pflegt, die man knurrige, oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen gesadelt: so ließ sie das Gesicht hängen. Griff jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen.

Wurd' ihr etwas befohlen, was sie nicht gerne that; oder wurd' ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thüre heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder von neuem in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weinachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng.

Die Mutter gebot ihr zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thüre so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe. Sie konnte kein Wort sprechen.

„Triff näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papier, für wen dies alles soll.“

Meta trat näher und laß auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. — Sie schlug darauf die Augen nieder und sagte kein Wort.

„Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ist's?“, — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen.

Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter weiter; laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.

Meta las: für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt

und von heute an sich bessern will. — Das hin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch! halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Neue desselben.

„Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.“

„Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.“

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: „hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel dazu; brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne das Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter und fragte mit halberstimmter Stimme: „Darf ich jetzt, liebe Mutter?“ — „Du darfst mein Kind,“ antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?“

„Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann so hab ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.“

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenstränen. Meta nahm die ihr zgedachten Sa-

chen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebeth auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches eben dieser Untugend schuldig war.

Dieses ward dadurch so sehr gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beispiel zu folgen, um auch so gut und liebenswürdig zu werden, als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welch Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen? E. K.

M a i l i e d.

D wie schön, o wie schön
Ist der Mai!
Gras und Blumen wachsen;
Bäume haben Blätter;
Sanfte Winde wehen;
Heerden gehn und weiden;
Junge Lämmer blöken;
O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!

Sehet hier die Wiese!
Tausend grüne Spizen,
Und an allen Spizen
Hangen Tröpfchen Thau.
Wie die Schlüsselblumen
Hier beisammen stehn!

Wie die Blätter rauschen!
Und dort im Gebüsch
Singt die Nachtigal.

Rund umher ist Freude,
Freude dort am Hügel,
Und im Thale Freude;
Freud' ist in Gebüsch,
Freud' auf jedem Baume;
Alles lebt und fühlet.
O wie schön, o wie schön
Ist der Mai!

Franz und Frit.

Eine Romanze.

Zwei Brüder wohnten — wo doch schon?
Mich deucht in Ammelharen;
Die hatten jeder einen Sohn,
Fast beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
Als sie noch ihren Ammen
Im Arme tanzten, inniglich
Und spielten schon zusammen.

Fritz glühte froh, wie Morgenroth,
Hielt Fränzchen ihn umschlungen;
Und Franz vergaß sein Zuckerbrod,
Kam Fritzen ihm gesprungen.

Die Väter sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudenthänen flossen dann
Gerab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
 Vergnügt zur Schule wandern;
 Kein Schüler lernte mehr, als sie,
 Denn einer half dem andern.

Einst wollte Frizchens Vater weit,
 Wer weiß wohin? verreisen.
 Friz, sprach der Vater, willst du heut
 Mit deinem Fränzchen speisen?

Ach ja, Papa! sprach unser Friz;
 Und kaum war der im Wagen:
 So lief der Kleine, wie der Bliß,
 Es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach ja!
 Gieng mit nach Frizchens Hause.
 Sie saßen, wie die Prinzen, da
 Bei ihrem kleinen Schmause.

Da sahe Friz die Kammerthür
 (Sonst zu) izt offen stehen.
 Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
 Papa's Gewehre sehen?

Sie schlichen alsobald hinein!
 Sieh, sagte Friz, die Vielen!
 Das sollten rechte Flinten seyn,
 Wenn wir Soldaten spielen!

Frisch, Fränzchen! Nimm die braune da!
 Ich bleib' hier bei der rothen.
 Ach Frizchen? — sagte Franz, Papa
 Hat's aber doch verboten!

„ Ei was! Nimm nur die Flinke dort;
 Wer wird uns denn verrathen? „
 Franz nahm sie hin, sie giengen fort,
 Und spielten straks Soldaten.

Franz stand voll Troß, wie ein Sergeant,
Denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feu'r! rief er entbrant;
Pas! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzzen hin
Den Stroh des Bluts zu stillen;
Ach, Fränzchen! rief er, ach, ich bin —
Sag' doch um Gottes Willen! —

Franz sah ihn an mit Todesqual,
Als wollt' er ihm vergeben;
Drückt ihm die Hand, schnapft noch einmal,
Zum letztenmal nach Leben!

Fritz schri', als würd' ein Messer ihm
Tief in die Brust gestochen.
Drauf stürzt' er todt bei Franzzen hin;
Das Herz war ihm gebrochen.

Sein Vater kam drei Tag' hernach
Ins Thor; und hört die Sage;
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
Und starb gerührt vom Schlage.

Göckingf.

Als Lieschen sich von ihrer Mutter
scheiden mußte.

Da bin ich überm Wasser und Mütterchen
ist jenseits. Es gieng schwer ab, wie wir Ab-
schied nahmen; und nun ist's mir noch schwerer,
da du jenseit des Wassers bist; am schwersten
wird's seyn, wenn ich dich nicht mehr sehen
kann, o du liebe, liebe Mutter! —

Noch — noch — noch — sieh doch — steh doch nur noch einen Augenblick! — Weg ist sie, und ich? —

O gutes Mütterchen, ich bin in der weiten, lang und breiten Welt; erst bei dir, nun ohne dich in der weiten, weiten Welt!

Nun hör' ich dich nicht mehr beten, nun seh ich dich nicht mehr weinen. Nun rufst du nicht mehr Lieschen! wenn der Tisch raucht; Lieschen! wenn du reife Beeren findest; Lieschen! wenn du eine Quelle am schwülen Mittage entdeckst, die von der Sonne nicht gefunden war. Ich armes Lieschen!

Dies Wellchen kommt von mir, liebes Mütterchen, und bringt ein Thürchen mit von mir — von mir! Sieh es an, es wallt zu dir, sey ihm gut, dem Wellchen, es kommt von mir.

Da bin ich arme Waise! allein! ganz allein! Mütterchen weg! alles weg! alles!

Das Sternchen dort oben — wie es mich anblickt! Willkommen! dich hab' ich auch in unserm Dörfchen gesehn; du sollst Muttersternchen heißen.

Ewig sollst du, ewig Mütterchen heißen, so lang ich sehen kann, soll es Mütterchen heißen.

Nenn' auch du ein Sternchen; dies Sternchen eine Spanlang vom Mond, Lieschen nenn' es, Töchterchen, o du gute Mutter jenseit des Flusses!

Gottlob! wie der ein Bekannter, der Kukuk, und eine gute Freundin, die Nachtigal. Mütterchen, leb' wohl jenseit des Wassers!

Dich hab' ich nicht, kein Mütterchen hab' ich; doch bin ich nicht mehr in der Fremde. Ich hab' ein Sternchen dort oben, den Nachbar Kukuk, die liebe Freundin, die allerliebste Nachti-

gal, und o! — was klag ich? — Ich habe ihn,
ihn, der das Sternchen, den Kufuk, die Nach-
tigal, der mich, dein Lieschen, der dich, mein
Mütterchen, schuf.

Leb' wohl, du gute Mutter! Wir sehen
uns wieder, wo nicht jenseit des Flusses, doch
jenseit des Sternchen, bei dem, der mich, dein
Lieschen, der dich, mein Mütterchen schuf.

Aus den Lebensläufen in
aufsteigender Linie.

Fritz und seine Mutter.

Gelaufen kommt Fritz und erzählt
Mit Lächeln seiner Mutter:

„Ich geh da draussen an den Garatenzun;
Da sitzt am Pfahl im Krause
Der Wittve kleiner Hanns,
Die an der Kirchhofsmauer dort
In einem schwarzen Kasten schläft.
Er saß und weinte sehr.,“

Mutter.

Ihn wird gehungert haben?

Fritz.

Ach ja! er klagte laut;

Mich hungert, hungert gar zu sehr!

Ich hab' ihn tüchtig ausgelacht.

Mutter.

O Gott! Mein Kind, darüber kannst du lachen?

Fritz.

Ja, warum sitzt er da und weint?

Läßt das nicht gar zu kindisch;

Er könnte a zu uns nur kommen

Und essen; denn wir haben ja

Noch Brod und Butter genug.

Mutter.

Das wars, warum du lachtest? — Komm,
In meine Arme, guter Junge! —
Nun lauf und sag ihm, daß er komme,
Der arme Knabe mag wohl denken,
Wir wollten ihm nichts geben.

Fritz.

Nichts geben? Him! —

Und Fritz lief an den Baum.

Brückner

Enthaltſamkeit.

„Was heißt Enthaltſamkeit?“, fragte der Kleine wißbegierige Sanns ſeinen Vater, da er ihn dies Wort bei einer gewiſſen Gelegenheit ausſprechen hörte.

Dem Vater war dieſe Frage ſehr willkommen; denn ſo gut ſein lieber Sanns auch war: ſo hatte er doch den Fehler an ſich, daß er immer ſehr unzufrieden war, und weinte, ſo oft er irgend etwas entbehren mußte, das ihm lieb war.

Und doch iſt es nun einmal ſo in der Welt, daß wir oft etwas wünſchen, und es doch nicht kriegen, oft etwas Angenehmes beſitzen, was uns bald darauf wieder genommen wird.

Es iſt daher ſehr nöthig, daß wir von Jugend auf uns darauf gefaßt machen.

Der Vater antwortete alſo:

„Enthaltſamkeit, mein Sohn, iſt, wenn du in der heutigen Freistunde dein liebes Schauſelpferd mit keinem Fuße beſteigſt.“

„O warum denn? fragte traurig der Kleine; du haſt es mir doch ſelbſt gegeben, Vater!“

„Das hab' ich, antwortete der Vater; auch verbiete ich dir nicht, es zu brauchen; es soll vielmehr dir selbst überlassen seyn, ob du es thun willst oder nicht.“

Sanns hatte nämlich das Pferd erst gestern gekriegt, und es war ihm so lieb, daß er jeden müßigen Augenblick, so gar beim Essen abbrach, um sich darauf zu setzen.

Sanns. Aber wozu soll mir das nützen?

Vater. Dazu, daß du dich übest so viel Gewalt über dich selbst zu gewinnen, eine Sache, die du lieb hast, fahren zu lassen, so bald es seyn muß.

Sanns. Aber dies muß ja nicht seyn.

Vater. Freilich nicht; aber wenn etwas erst seyn muß, so ist es nicht mehr Zeit, sich darauf vorzubereiten.

Sanns schwieg und blieb nachdenkend stehen. Er fühlte etwas von dem, was der Vater sagte, aber nicht Alles.

Vater. Willst du eine Geschichte hören, woraus du lernen kannst, wie gut es sey, wenn man sich gewöhnt, seinem Vergnügen nicht zu sehr nachzuhängen?

Sanns. O ja, Vater!

Vater. Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert.

Er wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher, als Knabe, sich immer darnach sehnte, und gleich zugriff, wo es nur dergleichen stehen sah.

Bergebens warnte den Knaben seine ältere Schwester, die ihm riefh, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil er es nicht immer haben könnte. Er meinte, das hätte so lange Zeit, bis er's nicht mehr haben könnte, und versuchte nie, sich zu zwingen.

Endlich

Endlich kam er wirklich weg aus seinem väterlichen Hause zu einem Herrn, bei dem er streng gehalten wurde, und wo von Naschwerk gar nichts vorfiel.

Was that er da? — Er kaufte täglich sich von seinem Taschengelde Rosinnen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war,

Seine Begierde war unterdes immer stärker geworden; und es war ihm jetzt fast ganz unmöglich, sich zu zwingen.

Da er nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte er anfangs einige seiner Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war: so — mich schaudert, indem ichs erzähle! bestahl er seinen Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu entgehen, floh der junge Mensch auf ein Schiff, welches nach Ostindien fuhr.

Der menschlichen Strafe war er nun zwar fürs erste entflohn; aber nicht der göttlichen. Das Schiff, worauf er sich befand, scheiterte, und der Missethäter wurde von den Wellen verschlungen.

„O das ist schrecklich!“, sagte seufzend Hanns.

„Ja wohl schrecklich, antwortete der Vater; und kam doch von nichts anders her, als daß der Knabe nicht bei Zeiten gelernt hatte, sich ein Vergnügen zu versagen, ehe es ihm zur Gewohnheit geworden war, es zu genießen. — Merkst du nun, mein Lieber, warum ich dir den Versuch rief, heute nicht auf dein Pferd zu steigen?“

Hanns. O ja, Vater, ich will auch heute nicht darauf steigen, und das will ich alle Tage

so machen in der einen Freistunde, bis ich es thun und lassen kann, so oft ich will.

Der Vater umarmte ihn, und freute sich sehr über diesen herzhaften Entschluß. Noch mehr aber freut' er sich, da er sahe, daß der Knabe Wort hielt.

Diesem ward es nachher bei allen andern Sachen eben so leicht, sich ein Vergnügen zu versagen, und das bewahrte ihn vor manchen Kummer.

Wohl dem Kinde, das seinem Beispiele frühzeitig nachahmt!

L. K.

Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
 Einen Hengst. Er schlug darnach;
 Doch die kleine Wespe sprach:
 Liebes Hengstchen, nur gemach!
 Sieh! ich sitz' an sichern Orte?
 Glaube mir, du triffst mich nicht!
 Endlich giebt er gute Worte;
 Und die kleine Wespe spricht:
 Sanftmuth findet stets Gehör;
 Sieh nun stech' ich dich nicht mehr.

Glein

Wiegenlied.

Schlumre, Liebchen! bist noch klein,
 Weißt vom schönen Sonnenschein,
 Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
 Und von Wald und Bäumen nichts,

Liebchen, schlumre! werde groß.
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn.
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt;
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spiellst du froh im Morgenwind!
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Bäume und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlumre, wach's heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigal.

Unterm Nachtigallenlied
Kömmt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich,
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: — Gott ist hier! —

Jacobi.

Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
 Die kleinen Maienglocken blühn,
 Und Schlüsselblumen drunter;
 Der Wiesengrund
 Ist schon so bunt,
 Und mahlt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
 Und freue sich der schönen Welt
 Und Gottes Vatergüte,
 Die diese Pracht
 Hervorgebracht,
 Den Baum und seine Blüte.

Wie sehr man Ursach hat, mit jeder
 Einrichtung der Natur zu
 Frieden zu seyn.

Ach, warum ist es doch so brennend heiß!
 sagte Mariane, zu ihrer Mutter, und trofnete
 den Schweiß von der triefenden Stirn und von
 den glühenden Wangen. — (Es war einer der
 heißesten Erntetage) Fast kann ich nicht mehr
 athmen. —

„Warum es so heiß ist, mein Kind, kann
 ich dir in einigen Wochen besser sagen, als izt,
 sprach die Mutter; izt will ich dich blos erin-
 nern, daß es Gott ist, der's so heiß werden
 läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut
 oder geschehen läßt, das uns nicht gut wäre.“

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört.

Auch bemühetete sie sich die Beschwerden der Hitze, die noch eine Zeitlang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen.

Der Monat August floh dahin, und mit ihm die Hitze.

Die kühleren Lüfte des Septembers und der mildere Sonnenschein lockte Marianen täglich in den Garten.

Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Erndte.

Mariane bewunderte die reizende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsichen, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks gieng nichts. Der Honig selbst dünkte ihr nicht süßer.

Ach! Mutter, wie so herrliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er seyn! Wie lieb muß er uns haben! —

Ja mein Kind; aber da sieh nun einmal, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte.

Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe und den herrlichen Geschmack.

Gewöhne dich, mein Kind, mit allem, was er thut, zufrieden zu seyn; denn immer wirst du, es sey früh oder spät, erfahren, daß ers gut mit uns meinte.

Von der Eichel und dem Kürbis.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand

alle Dinge. Sieh umher,
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Irat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.

Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! — und meistert Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann;
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
Den verwegenen Gedanken

Segele: nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!

Manchen Kürbis gelb und weiß,
Reih an Reih in gleichem Raum
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort;
Kommt ermüdet an den Ort
Einer Eiche; lagert sich
Lange lange in ihren Schaffen,
Und schläft ein.

Die Winde hatten

Manche Woche nicht geweht;
Aber, als er schläft, entsteht
Schnell ein Sausen. Starke Weste,
Schütteln Blätter, Zweig und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase,

Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Seht hierauf zu seufzen an:

O wie thöricht war ich nicht,
Da ich unbedachtsam wollte,
Daf der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbis, tragen sollte.
Draf ein Kürbis mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm sehr dumm hab' ich gedacht!
Gott hat alles wohl gemacht.

Glein.

G e s p r ä c h.

M i n n a u n d L i n a.

Minna.

Die lieben Weihnachten, die hab ich doch
recht lieb; denn da kriegt man so schöne Sachen.

Lina. Ich auch, Minna, ich habe sie auch
lieb, und kann die Zeit kaum erwarten. Alle
Nächte träumt mir davon.

Minna. Weißt du noch wohl, wie vorm
Jahre der große Saal ganz erleuchtet war von
unsern brennenden Bäumen, und wie wir über
alle die schönen Sachen ganz erstaunt stunden,
und nicht wußten, was wir vor Freude sagen
und thun sollten?

Lina. Ja, und weißt du noch wohl, wie
Vater und Mutter da um uns herum waren,
und ihre Herzensfreud an uns hatten, und sich
an unserm Gelärm und Gewühl nicht satt sehen
und hören konnten? — Ach! Minna, das Ge-

ben muß doch recht was herrliches seyn! Noch niemals hab' ich sie vergnügter gesehen, als den Abend, da wir alle vor Lust in die Hände klopfen, und um unsre schönen Bäume einen Reihentanz machten.

Minna. Ja, und wie hernach in der andern Stube für die Leute bescheert ward, und die Mutter dann mit ihrer süßen Freundlichkeit rief: Kommt, Kinder, und nehmt eure kleinen Geschenke so froh, als ich sie gebe; und wie da ihre Augen von Freude glänzten!

Lina. Weißt du was, Minna? Wir sind wohl nur noch klein, und haben nur wenig; aber die Freude zu Geben könnten wir uns doch auch wohl machen. In 8 Tagen ist Weihnachten — und wir haben ja Geld in unsern Sparbüchsen. — —

Minna. Ja ja! ich hab einen ganzen Thaler! Aber sag, wie wollen wirs damit machen.

Lina. Du weißt doch, daß morgen der Markt angeht. Nun wollen wir früh aufstehn und arbeiten und lernen, daß wir Nachmittag auf den Markt gehen dürfen. Ich habe zwei Gulden. Laß uns jeder die Hälfte vom unserm Gelde nehmen, und so viel schöne Sachen dafür kaufen, als wir kriegen können. Die heben wir denn auf, und am Weihnachtsabend bitten wir Mama, daß sie Marie mit uns gehen läßt, und denn wollen wir sie unter des armen Tagelöhners Albrechts Kinder vertheilen.

Minna. Auch die Kinder unsrer armen Seideln müssen etwas davon haben.

Lina. Freilich! die hätt' ich bald gar vergessen. Ach wie werden sie springen! Das ist ihnen gewiß noch nicht wiederfahren. —

Minna. Wohl noch nicht. Und wir sinds, denk nur, wir sinds, die ihnen diese Freude ma-

hen. — O laß dich küssen, du Herzensschwester!
— Wenns doch erst Weihnachten wäre?

Lina. Aber mir fällt was ein — — — ?

Minna. Nun was denn? ich bitte dich. Es ist dir doch nicht wieder leid? — — Denn ausgeben dürfen wir ja das Geld, wofür wir wollen, gewiß wir dürfen.

Lina. Ja, das weiß ich auch; aber —

Minna. Aber was denn?

Lina. Das Geld, was wir in unsern Sparbüchsen haben, ist uns von unsern lieben Eltern gegeben worden. Wenn wir nun das den armen Kindern wieder schenken, ja, so sind wir's ja eigentlich nicht, die es ihnen geben. Unsere Eltern sind's!

Minna. Ja, das ist wohl wahr; aber wir haben doch nun kein ander Geld, als dies!

Lina. Hör, liebe Minna, weißt du was? Ich habe nun schon lange recht fleißig stricken gelernt; und du verstehst ja auch schon ein bischen davon.

Minna. Ja, aber wie viel?

Lina. Du kannst doch wenigstens schon ein Paar Strumpfbänder stricken; ich arbeite schon seit 14 Tagen an einem Paar Strümpfen für unsern lieben Vater. Nun laß uns machen, was wir nur können, daß wir unsere Arbeiten noch vor Weihnachten fertig kriegen, du deine Strumpfbänder und ich meine Strümpfe.

Minna. Warum?

Lina. O, die wollen wir denn dem Vater bringen, der soll sie uns ablaufen; o und der wird uns gewiß noch dreimal so viel dafür geben, als sie werth sind, das weiß ich ganz gewiß.

Minna. Ja, aber der Markt ist schon morgen; und diesen Abend können wir doch das nicht mehr machen?

Lina. Das brauchst's auch nicht! Wir wollen das Geld, was mir morgen zum Einkauf nöthig haben, aus unsern Sparbüchsen borgen, und nachher eben so viel wieder hinein legen. Denn können wir uns doch mit Wahrheit sagen, daß wir den armen Kindern eine Freude gemacht haben!

Minna. O das ist schön! das ist herrlich! Wenns doch erst Weihnachten wäre!

Lina, Was wir doch für glückliche Kinder sind, daß wir nun schon etwas zu verdienen wissen, wofür wir uns eine solche Freude machen können!

Minna (hüpfend.) O wenn's doch erst Weihnachten wäre!

Lina. Nur noch acht Tage, Schwesterchen, und morgen, gehn wir zu Markte.

Das schlaflose Kind.

Mutter.

Was wälzest du dich denn im Bette?
Kannst du nicht schlafen, Kind?

Kind.

Ach nein!

Mutter

Was fehlt dir denn?

Kind.

Mich hungert so;

Mutter.

Mie kann dich hungern, Kind? Ich gab dir ja kurz vor dem Schlafengehn zu essen.

Kind.

Ach, liebste Mutter, sey nicht böse:
Da kam ein armes Kind vor's Haus
Und betete; das hörte keiner.

Da gab ich ihm mein Butterbrod,
Und sagt', es sollte fleißig bethen,
So gäb' ihm unser Herr Gott mehr.
Da freute sich das arme Mädchen,
Und sagte dreimal: Gottes Lohn!

Mutter.

Mein Herzenskind, das Allerbeste,
Was ich nur habe, geb ich dir;
Und wolltest du mir das nicht sagen?

Kind.

Vor Freuden dacht' ich nicht daran,
Daß ich selbst nichts gegessen hatte.

Mutter.

Nun weißt du denn doch, wie das thut,
Wenn arme Kinder ungeessen
Zu Bette gehn.

Kind.

Ach, liebe Mutter,
Heb' alle Tage ja was auf.
Für arme Kinder, wenn sie kommen!
Das Hungern, ach! thut gar zu weh;

Brückner.

Von der Verträglichkeit.

Emilie, Charlotte, Karoline und Sophie hatten eine Lehrerin, die sie, wo das möglich ist, mit mütterlicher Zärtlichkeit liebte.

Ich will sie Theone heißen, den ihren gewöhnlichen Namen darf ich nicht nennen.

Ihr eifrigster Wunsch war, daß ihre Zöglinge gut, das heißt, glücklich würden, durch gegenseitige Liebe sich die Freuden ihrer Jugend ver süßten, und jedes Vergnügen ungestört genießen.

Mit unbeschreiblicher Freude sah sie den guten Erfolg ihrer Lehren und ihres Beispiels.

Aus allem, was sie that, sprach sichtbare Liebe; sie mochte nun belohnen, verzeihen oder strafen.

Ihre Kleinen fingen an die glücklichsten Kinder zu werden. Sie übersahen einander ihre Fehler, vergaben sich gern die kleinen Beleidigungen, theilten jede Freude, und wollten nicht ohn' einander leben.

Aber wie leicht vergessen Kinder die Mittel zu ihrem Glücke, wenn sie sie auch schon kennen, und welche Wohlthat ist es für sie, immer in guter Aufsicht zu stehen!

Theone mußte von ihren Kindern auf einige Zeit abwesend seyn; sie hatte eine nothwendige Reise zu thun. Doch beschleunigte sie die Rückkehr, so sehr sie konnte,

S kaum war ein Monat verflossen, so flog sie ihren Lieblingen wieder zu.

Sie ward von ihnen mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen empfangen.

Aber ach! welche Veränderungen bemerkte sie bald an den Kleinen!

Eine forderte mit Ungestüm etwas von der Andern; diese weigerte sich trohig, es zu thun; daraus entstanden verdrüßliche Reden, und alle Freuden des Spiels und der Arbeit waren dahin.

Alle Augenblicke kam eine der andern in den Weg; keiner gefiel's da, wo's der andern gefiel.

Wollte eine in dem Garten spielen, so bestand die andere darauf, in der Stube, und die

Dritte vor der Thür zu bleiben. Diese Unart nahm täglich zu.

Eines Tages, da sie einander alle Gefälligkeit versagten, und sich so gar durch häßliche Gebärden zu kränken suchten, ward Theone so betrübt, daß eine Thräne nach der andern ihren Augen entrann.

Sie schwieg und gieng weg in ihr Zimmer.

Hier dachte sie ernsthaft darauf, den kleinen Unglücklichen die Freuden der Eintracht und gegenseitigen Liebe wieder zu geben,

Als sie wieder kam, liefen sie alle mürrisch und misvergnügt zu ihr, und klagten, daß sie durchaus nicht mehr vergnügt seyn könnten. Jede beschwerte sich über die Andere, daß sie schuld sey, und dann drangen sie in die Lehrerin, sie, die ja immer gewußt ihnen Freude zu machen, möchte es doch auch diesmal thun,

Theone that einen ernsten Blick auf sie alle, und sagte: Ich gebiete von iht an, daß keine die Andere in ihrem Spiele stört, und damit dies ja nicht geschehe, so soll eine jede ihren eignen Platz in diesem Zimmer besitzen, wo sie ihr Spiel allein nach all ihrem Wohlgefallen treiben kann.

Auch vergönne ich euch, damit ihr dieser Freiheit recht genießen möget, den ganzen Nachmittag zum Spielen.

Mit dieser Entscheidung höchst zufrieden, nahm eine jede den ihr angewiesnen Platz im Zimmer ein, und jede fing nun ihr besondres Spiel für sich an.

Die kleine Wilhelmine erzählte ihrer Puppe Geschichten; aber die konnte ihr nichts antworten, und ihr nichts wieder erzählen, und die Andern spielten für sich. —

Charlotte warf den Ball; aber niemand freute sich über ihre Geschicklichkeit im Fangen, und niemand war, der ihr nacheiferte, denn die Andern spielten für sich. —

Sophie wollte sich an ihrem Lieblingszeitvertreibe, dem Fragspiel erholen; aber wen sollte sie fragen? Die Andern spielten für sich. —

Emilie, die kleine häusliche, wollt' ein kleines Gastmahl machen von den Äpfeln und Birnen, die sie heute bekommen; aber wen konnte sie einladen? Die Andern spielten für sich. —

Und so wars mit allen Spielen. Keins wollte gehen. Da liefen sie alle zu Theonen, und baten sie mit Thränen, sie doch ein Mittel zu lehren, wie sie wieder froh würden.

Ich weiß nur eins, meine Kinder, sagte sie traurig, das ihr sonst auch wußtet. Ihr habt es vergessen; doch wenn ihr wollt, will ichs euch wieder lehren.

O, wir wollen von Herzen! riefen sie alle, und waren begierig, das erste Wort aus ihrem Munde zu vernehmen.

Es ist Vertragsamkeit, ist Schwesterliebe! O meine Kinder! wie unglücklich habt ihr euch und mich gemacht, seit ihr sie vergessen?

Sie schwieg, und eine zärtliche Thräne rollte ihr vom Gesichte.

Da standen die Kleinen alle vor Schaam bestürzt und verstummt vor ihr! — dann stießen sie sich in die Arme, und versprachen, sich wieder so lieb, als vormals zu haben.

Sie habens gehalten. Nie waren sie wieder eigensinnig und zänkisch: denn nun kannten sie die Folgen des Eigensinns und der Zanksucht.

Theone selbst hat mir dies erzählt, und versichert, daß aus ihren Söglingen, die jetzt

liebensorthe Mädchen sind, ein gar glückliches
Völkchen geworden sey.

L u i s c h e n .

Luischen war ein wildes Kind,
Noch wilder fast wie Knaben;
Und alle Lehren schlug's in Wind,
Die ihm die Eltern gaben.

Einmal lernete sie im Blindekuh,
Wie Bauern in der Schenke;
Schri', wie ein Fuhrmann, he! und hu!
Und sprang auf Tisch und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid,
Wie große Regentropfen;
Man hörte schon zehn Schritte weit
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort, und lief
Frisch einen Trunk zu wagen.
Ihr Bruder Karl schlich nach und rief:
Halt ein! sonst muß ich's sagen.

Luischen droht' ihm, nahm das Glas
Und trank's mit vollen Zügen.
Karl, sprach sie drauf, Karl sagst du was,
Gewiß, so sollst du's kriegen!

Karl schwieg und dacht': ein wenig Bier
Wird keinen Schaden bringen:
Und damit lief er weg von ihr
Noch brav herum zu springen.

Er pläzt am andern Morgen früh
In seiner Schwester Kammer:

Ach, wie erschrock er über sie!
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier
Nicht stehen, liegen, sitzen.
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,
Wie lauter Nadelspißen.

Karl lief in Garten, schrie und rang
Die Haut sich von den Händen,
Sah himmelwärts und schluchzte bang,
Den Tod noch abzuwenden.

Indes rührt man ihr Tropfen ein,
Die gut, nur bitter waren.
Da half kein Bitten und kein Dräun',
Sie ließ den Löffel fahren.

Und schri': Ich kann unmöglich ja
Die Gall' hinunterbringen! —
Doch, sagte freundlich die Mama:
Versuchs! Mußt dich nur zwingen!

Ja! — sprach der Doktor, — liebes Kind,
Sonst dringt der Tod zum Herzen!
Was halfs? Luischen schlugs in Wind,
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward leider nur zu bald,
Was hier der Doktor sagte:
Luischen lag schon starr und kalt,
Noch eh es wieder sagte.

Karl sah sie, schri' erschrocklich! ha!
Und fiel in Ohnmacht nieder;
Er fiel, weg war sein Athem da,
Und kam auch niemals wieder.

Man legte beid' in einen Sarg,
Den, wenn ihr einstens reiset,

Man heut zu Tage noch in Warg,
Nicht weiß von Leipzig, weist.

Gödingk.

Zwei Knaben.

Zwei Knaben giengen einmahl in einem Gärten spazieren. Der Gärtner gab ihnen die Warnung: sie möchten ja den Bienenstöcken nicht zu nahe kommen; sonst würden sie gestochen werden.

Mich hat noch niemals eine Biene gestochen, sagte der eine Knabe, und gieng dreist hinzu. Aber ehe er sich's versah, bekam er einen Stich, der ihn nicht wenig schmerzte.

So ward er durch Schaden klug; der Andere hingegen war es durch Belehung geworden. Welcher von beiden mag wohl der Verständigste gewesen seyn?

Aus dem angenehmen Zeitvertreiber
einer Ungenannten.

Der Geburtstag.

Uebermorgen schon ist Bruder Heinrichs Geburtstag, sagte die kleine Friederike, und ich weiß noch nicht, liebe Mutter, womit ich ihm wohl eine Freude mache?

Könntest du mir nicht etwas geben, das ich ihm schenke?

„Das könnt' ich wohl; aber ich kanns ihm ja auch eben so gut selbst geben. Meinst du nicht daß mir das Schenken auch Freude macht?“

“Und sieh nur, wenn ich's dir erst gebe, was du ihm schenken willst, so hab ich's ja doch geschenkt, und nicht du, mein Kind!,,

Ja, das ist wohl wahr, liebste Mutter, aber ich möcht ihm doch gar zu gern etwas schenken.

“Nun gut, Friederikchen, laß sehen, was hast du denn wohl? — Dein Mirthenbäumchen?,,

Ach, das hab ich gar zu lieb! sagte Friederike mit einem Seufzer.

“Dein Lämmchen?,,

O Mutter, das möcht ich gar zu gern behalten!

“Dein Paar Lachtäubchen?,,

Von allem, liebe Mutter, sind mir die das Liebste.

“Und warum wolltest du sie deinem Bruder nicht schenken? Eben das, was man werth hält, schenkt man denen, die man lieb hat. ,,

“Deine Börse mit den seltenen Goldstücken, die du von der Tante neulich bekamst, wäre für ihn eben kein sonderlich Geschenk, weil du sie nicht brauchen kannst, und also auch nicht liebst, und weil auch er sie nicht brauchen kann. ,,

“Aber das heißt wirklich geben, wenn man das gern und mit Freundlichkeit giebt, was uns selbst und den, der's bekommt, wirkliche Freude macht. ,,

Aber, liebe Mutter, muß ich denn Bruder Heinrich alles geben, was ich lieb habe?

“Nein, mein Kind, du kannst geben, was und so viel du willst. ,,

Friederike besann sich einige Minuten, und dann — Ja, meine Täubchen, ja meine lieben freundlichen Täubchen soll er haben, und

die schönsten Blumen aus meinem Garten pflück
ich ihm zum Strausse. —

Die Mutter sagte, indem sie sie umarmte:
da wirst du ihm und mir viel Freude machen.

Auch mir selbst, rief Friederike mit vieler
Lebhaftigkeit; schon ist freu ich mich herzlich. —

„Und übermorgen sollst du dich noch mehr
freuen; denn du sollst ihn und seine liebsten Ge-
spielen in deinen Garten bitten, und sie da mit
frischer Milch und mit schönen Früchten be-
wirthen.

Friederike küßte der Mutter dankbar die
Hand, tanzte vor Freuden rund um sie herum,
und rief zu wiederholten malen: o wenn's doch
erst Uebermorgen wäre!

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brod,
Und schnitt davon ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stund, und: Gott! ach Gott!
Seufzt er dabei.

Beweglich bot

Das kleine Kind das Stückchen Brod
Dem Vater wieder:

„Nehmt es doch,
Sprach es, ich biss' euch, ich will noch
Wohl warfen, Vater; weint nur nicht!„

Der Vater wendet sein Gesicht
Und sagt: ich schneide noch ein Stück:
Behalt' es, Kind!

Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.

Doch wie erschrickt er; — Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brod.

„Ach, was ist das!
Sagt er erschrocken; „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen: ich will gehn,
Der Becker soll sie liegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld,
Das aus dem lieben Brode fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indes
Dabei; ich will geschwinde gehn.“

Er geht. Des Kindes Augen sehn
Ganz staar die blanken Thaler an;
Allein es rühret nicht daran.

Der Becker kommt; sieht sie; und spricht:
„Freund, das sind meine Thaler nicht;
Nein, glaubt es mir.“

„Doch, wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß.
Denn hört, das Brod, das ihr geholt,
War nicht von mir! ihr ab r sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Auch nicht erfahren.“

„Dieses wißt,
Daß gestern Abend einer kam,
Der mir das Brod gab, das ich nahm,
Und sagte: wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brod holt, Freund, so gebt ihm dies!
So sagt' er; ja, das ist gewiß!“

„Drauf kamt ihr, und ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt; nun seyd ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz.“

Der arme Mann erstaunet ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brod,
Und seuzt', und sagte nur: „ach Gott!“

Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sprach:

„Den Mann, der mir es gab,
Deu segne Gott! Ach lebte doch
(Er weint) nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!“

Das Söhnchen spricht:
Weint, Herzensvater, weint doch nicht!

Gleim.

Die aufrichtigen Kinder.

Wilhelm und Sannchen bekamen an einem schönen Nachmittage von ihrer Mutter die Freiheit, ganz allein in dem Garten zu spielen. — (Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freiheit erworben.)

Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen.

Nun standen an der Gartenmauer verschiedene Obstbäume, unter welchen ein junger Pfirsichbaum war, der zum erstenmale trug. Er hatte wenig, aber desto schönere Früchte.

Die Mutter hatte noch keine davon gebrochen, ob sie gleich schon reif waren: sie wollte sie dem Vater, der verreist war, aufheben, bis er wiederkäme.

Weil sie den Kindern einmal verboten hatte, Früchte im Garten zu pflücken, oder aufzulesen und ohne Erlaubniß zu essen, und des Gehorsams von ihnen schon gewohnt war: so sagte sie diesmal der Pfirsichen wegen nichts.

Als die Kleinen genug gespielt, liefen sie mit einander umher, besahen die schönen Früchte an den Bäumen und freuten sich darüber.

Sie kamen auch an den Pfirsichbaum, und da lagen zwei schöne Pfirsichen auf der Erde, die eben herunter gefallen waren. Wilhelm sah sie zuerst, vergaß das Verbot der Mutter, langte darnach, aß eine, und gab Sannchen, die andere, die sie auch verzehrte.

Als sie damit fertig waren, fiel's Sannchen ein, daß die Mutter es ihnen oft verboten, Früchte zu essen, die sie ihr nicht vorher gezeigt.

Ach, lieber Wilhelm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen, nun wird unsre gute Mutter unwillig auf uns werden, was wollen wir machen?

Wilhelm. Ich, sie weiß es ja nicht!

Sannchen. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm. Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft.

Sannchen. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie's ja aus Liebe, und wir werden's dann künstlich nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen.

Wilhelm. Du hast Recht, liebes Sannchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Sannchen. Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie's erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschweigen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen Vergehen im Herzen dreist ansehen können? Und müßten wir nicht roth werden, wenn sie uns lieblosset, uns ihre lieben Kinder heißt und wir's nicht mehr verdienen?

Wilhelm. Ach, Sannchen, ich sehe schon, du weißt das besser, als ich. Komm, wir wollen hingehen, und ihr unsern Ungehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich beide, und giengen Hand in Hand hin.

Liebste Mutter, sagte Sannchen, wir sind ungehorsam gewesen; straf uns nur, wie wir's verdienen. Aber sey uns nur nicht böse, und kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot bloß vergessen.

Hierauf erzählte Wilhe'm, was sie gethan, ganz genau, wie es die Wahrheit war.

Die gute Mutter war von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so gerührt, daß sie häufige Thränen vergoß. Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ihnen dasmal gern, weil, wie sie glaubte, ihr Schmerz darüber schon hinreichend war, sie künftig zu warnen, wenn sie wieder in Gefahr kämen, ungehorsam zu seyn.

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze zu der jungen Maus.

Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse!

Die alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm doch! Siehe diese Küsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus
O Mutter höre doch, wie sie so freundlich spricht!
Ich geh — —

Die alte Maus.
Kind, gehe nicht!

Die Katze.
Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Die junge Maus.
Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.
Kind, gehe nicht!

Die junge Maus.
Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches
Gesicht!

Die Katze.
Komm, Märchen, komm!

Die junge Maus.
Nun ja! — Ach Mutter, hilf! o Weh!
Sie würgt mich — Ach, die Unbarmherzige!

Die alte Maus.
Zu spät! Es ist verdient, was dich betroffen;
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hilfe nicht zu
hoffen.

Willamov.

Die Klätscherinn.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie,
den bösen Fehler angenommen, daß es nichts
verschweigen konnte.

Erfuhr es also etwas, welches man geheim
halten wollte, so brannnte es ihm auf dem Her-
zen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle

seine Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimmste dabei war, daß es auch alles das Böse, was es von andern hörte, dem Ersten dem Besten, wiedererzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabei großes Unrecht thun, manchen bitteren Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klätscherinn wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Sank und zu allerlei Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, sie zu fliehen? sie zu verabscheuen? — Man that dies durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterinn mehr.

Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verleugnen: und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt.

Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sahe ihn ein, und wollte sich davon bessern.

Aber wehe demjenigen, dem eine Unfugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, sehr schwer, sich jemals ganz davon los zu machen.

Jungfer Schnickschnak, (so hieß dies unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattinn zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klätscherinn zu seyn, das wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

“ So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden! C.

Das heldenmüthige Kind.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr,
Als ihn aufs nächste Dorf, wo etwa Kirchmeh war,
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.

Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube
Kam, Sah lauter wunderbare Sachen.

Neugierig war er von Natur,
Denn das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmal hat er nicht den Vater abzustei-
gen, Und ihm bald das, bald jenes recht zu zeigen.

Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel —
Birenäen; *)

Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.
Zum Unglück kam aus einem Bauergute
Ein großer Budelhund daher.

*) Große Gebirge, die zwischen Spanien und Frank-
reich liegen.

„Was ist das? „ sprach das Kind, das nie mit Fragen ruhete.

Ach! — rief im Scherz der Vater — Sohn!
ein Bär! ein Bär!

Umarme mich! Er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes seyn.

Gut, sprach das Kind, wir fällt ein Mittel ein:
Gleich, Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon. Das wird doch dich befreien.

O welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren!

Michaelis.

Es ist nicht gut, ungehorsam zu seyn.

Wier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden geendigt waren, mit einander im Garten.

Ihre Lehrerinn, die ihre Freundin war, und sie immer begleitete, war auch diesmal bei ihnen.

Es war eben um die Zeit, da das Obst anfang zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunter fiel, so kamen die Kleinen, fragten, ob es reif sey, und baten um Erlaubniß, es zu essen.

Ein kleines Geschäft nöthigte die Lehrerinn, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen.

„Esset ja, so lang ich weg bin, kein Obst, lieben Kinder, und leset euch keins auf! „ Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu seyn.

Indem die Kinder unter einem Baume da saßen und spielten, fiel eine schöne Birne vor ihnen zur Erde.

Ihrer Gewohnheit nach wollten alle darnach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerin verboten habe, und daß es unrecht wäre, wenn sie es thäten.

Nur die kleine Rosette, (die Jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen; sie lief hin, langte nach der Birne, und sagte zu ihren Schwestern: "ich werde sie mir gut schmecken lassen, siehst doch Mamsell nicht."

Indem sie das sagte, kam die Lehrerin den Gang herunter. Die kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich nach ihrem Gehorsam.

Die drei ältern versicherten sie davon mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtseyn der Unschuld allemal giebt; Rosette aber verstummte.

Gut, sagte die Lehrerin, euch dreien gebe ich die Erlaubniß, euch von der Hecke dort Himbeeren, Kirschen und Stachelbeeren zu pflücken, denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts unreifes oder verbotenes esset. Ich werde nach der Lindenlaube dort gehen.

Du, Rosette, kannst nicht Theil an dem Vergnügen der Andern nehmen; denn du möchtest, weil ichs nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich ungesund essen; und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte.

Rosetten schmerzte die Folge ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine sehr glückliche Wirkung.

Sie ward nämlich dadurch zum Nachdenken geleitet, sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Fehl-

ler ausseht, und nahm sich fest vor, ihn von
Stund an abzulegen.

Sie thats und genoss nun, wie ihre übrigen
Geschwister, der ganzen Liebe aller derer, die
sie kannten, und konnte an allen kleinen Frei-
heiten, die man jenen verstatte, ohne weitere
Gefahr, Theil nehmen.

Der Bauerknabe.

Wie? Karlchen krank? Das süße Kind,
Das gestern noch gelacht?
Daß krank auch reiche Kinder sind,
Das häß' ich nie gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
Darf nicht aus Hunger schrein;
Konfekt ist es und Zuckerbrod,
Und trinkt Kaffe und Wein.

Und ich und Hannchen sind gesund,
Wie eine Rose roth;
Wir nehmen fast nichts in den Mund,
Als Käse und Butterbrod.

Und Milch und Wasser trinken wir
Bei immer frohem Sinn.

Du lieber Gott, wie dank ich's dir,
Daß ich nicht Karlchen bin!

Willst du froh beim Spiele seyn,
so spiele mäßig, und gewöhne
dich zum Fleiße.

Ich möchte heut wohl spielen, liebe Mutter,
sagte die kleine Laurette.

Den ganzen Tag?

Ja, Mütterchen!

Deine Bitte sey dir gewährt, sagte die liebe reiche Mutter, die ihren Kindern ungeru etwas abschlug; ich fürchte nur, es wird dir leid werden.

Nein, nein, liebe Mutter! — und damit hüpfte Laurette fort, all ihr Spielzeug zu holen.

Sie brach es; aber nun war sie allein: denn ihre Geschwister waren alle bis zu ihren Spielstunden beschäftigt. (Es war kein Festtag.)

Sie bediente sich anfangs ihrer Freiheit so gut sie konnte, und spielte eine lange Zeit; aber ihr Vergnügen am Spiele nahm nach und nach ab.

Jetzt hatte sie all ihre Spiele für sich wiederholt, und wußte keins mehr. Das Spiel fing an, ihr ekelhaft zu werden.

Sie kam zur Mutter, und bat sie, ihr doch neue Spiele zu sagen und mit ihr zu spielen; aber die Mutter hatte nothwendige Geschäfte ausser dem Zimmer, und mußte ihre Bitte diesmal abschlagen, so ungeru sie es auch that.

Mißmüthig saß nun die Kleine da, und erwartete mit Ungeduld die Stunde, da ihre Brüder aus den Lehrstunden und ihre Schwestern von ihrer Arbeit zum Spielen zusammen kamen.

Sie lief ihnen, als sie endlich kamen, entgegen, klagte ihnen, wie lang die Zeit ihr währte, und wie sehnlich sie sie erwartet hätte.

Diese empfingen sie freundlich, und sungen ihre besten Spiele mit ihr an, die sie sonst nur an Festtagen spielten, um ihre Laurette wieder froh zu machen.

Doch ihre gefällige Bemühungen waren umsonst; sie klagte von neuem, dies wäre ihr alles so alt, und sie wüßte vor langer Weile nicht zu bleiben. Gewiß habe man sich unter einan-

der beredet, heute nichts zu spielen, was ihr Freude machen könne.

Darauf nahm Ida, die älteste Schwester, ein verständiges Mädchen von 11 Jahren, sie bei der Hand, und sagte freundlich zu ihr:

“Höre, Lauretchen, wenn du nicht böse werden willst, so will ich dir sagen, wer Schuld an deinem Mißvergnügen ist. — Du selber bist es; denn wir alle sind ja, wie du siehst, froh genug; ob wir gleich diese Spiele alle so oft und öfter gespielt, als du.,

“Aber wir haben gearbeitet und etwas Nützlich-liches gethan, darum schmeckt uns das Spiel. Hättest du erst durch Fleiß das Vergnügen des Spiels verdient, gewiß dann würde es dir auch so süß seyn, als uns.

Die Mutter, die dazu kam, und Ida sprechen gehört, versicherte Lauretchen, daß sie die Wahrheit gesagt habe.

Der liebevolle Bruder.

Ein Vater starb, und ließ bei seinem Sterben
Drei Söhne seine Güter erben;
Sie theilten sich.

Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüsteneien.

Zwei Brüder von den dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.

Der dritte hör't's. Er sprach: — Ich will
den Segen

Den ich, seit unser Vater starb,
 Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
 Zu dem geerbten Drittel legen;
 Und dann — — Sie sollten elend seyn?
 Sie? meine Brüder? Ich allein
 Der Glückliche?

„Berarmte Brüder!
 Kommt, theilt von neuem!“ —
 Und sie theilten wieder.

Winterlied.

Sauche, wenn der Frühling wekt
 Aber geht dem Winter
 Auch sein Löbchen; denn es steckt
 Wahrlich was dahinter.

Lange Tage sind wohl gut,
 Doch die kurzen geben
 Rasche Beine, warmes Blut,
 Schmauskraft daneben.

Brüder, wenn die Schüssel blinkt,
 Wenn die Tafel stuzet,
 Wenn der wahre Braten winkt,
 Wie wird da gepuzet!

Wie wird da das Herz so weit,
 Und so weit der Magen!
 Und wie läuft die liebe Zeit!
 Es ist nicht zu sagen!

Seht, im Sommer hängt das Linn
 Müd und matt herunter.
 Winterluft macht Herz und Sinn
 Herzlich wach und munter.

Hinterm Ofen sitzt und heft

Schelmeren die Streiche;
 Böschchen dahlk und Muthwill nekt,
 Kurzweil strengt die Bäuche.

Schau das schöne weisse Land,
 Wie's in Silber strahlet!
 Und den sonniglichen Rand
 Hell mit Gold bemahlet!

Stampft die schneebedeckte Bahn:
 Klingt sie nicht, wie Schellen?
 Was kann Mai, der Sommermann,
 Dem entgegen stellen?

Blumen sind, bei Ja und Nein!
 Allerliebste Sachen,
 Und der Sommer pflegt sich fein
 Breit damit zu machen.

Doch weiß auch der Januar
 Blumen aufzutreiben:
 Künstlich wachsen sie so gar
 An den Fensterscheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
 Wie ihn Gott gegeben!
 Was der liebe Gott uns giebt,
 Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt ist, der lebt wohl;
 Alle Jahreszeiten
 Können uns ein Herzchen voll
 Fröhlichkeit bereiten.

Überbeck:

Fritzchens Morgengedanken.

Gey Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Geh hin, du Schlaf! gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur;
Sobald die Sonne kommen ist,
Verfilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wohl,
Und tränkt den armen dürren Sand,
Und macht ihn sästevoll.

Doch wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er!
Die Sonn' ist zehnmal so viel werth,
Und segnet zehnmal mehr.

So bist du, Schlaf: weil's dunkel ist,
Hat jedermann dich gern,
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kömst von Gott dem Herrn.

Doch, wenn du nun gesegnet hast,
 Dann mußt du wieder ziehn.
 Auf immer wärst du eine Last;
 Wer schliefte immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag,
 Ist unaussprechlich schön!
 Auf Erden ist dann alles wach,
 Und man kann um sich sehn!

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
 Und fröhlich seyn so sehr!
 Wie Gott im Himmel Gutes thun,
 Und fröhlich seyn, wie Er!

Da scheint die Sonne denn darein,
 Recht wie ein Wasserwink,
 Daß sich die Kinder drob erfreun,
 Und's schaft noch mal so flink!

Wie wimmelt's dann auf Erden rund!
 Wie wirkt so manche Hand!
 Wie öfnet sich so mancher Mund,
 Vom lieben Gott gekannt! —

Ich schau, ich schau in deine Welt,
 O Gott! und werde stumm.
 O! wem es nicht in ihr gefällt,
 Der ist doch wahrlich dumm!

Ich kleiner Knabe danke dir,
 Und bin zufrieden, ich!
 Und wär ichs nicht, hinweg mit mir!
 Ich gieng' und schämte mich.

Ich gieng', und sähe keinen Baum
 In seiner Pracht mehr an;
 Ich scheute mich vor edem Baum,
 Als einem wilden Mann.

Sein Wehen wär mir fürchterlich,
 Als hadert' er mit mir,
 Als sprach' er: „Sa, ich kenne dich!
 „Entferne dich von hier!“

Obs möglich ist, daß Leute sind,
 Die (sey es Gott geklagt!)
 Gott meistern können! — (ach wie blind! —)
 Hab' ich schon oft gedacht.

Ein frühes Wölkchen, trüber Tag,
 Gewitter, Regenguß,
 Und wie ichs weiter nennen mag —
 Das macht euch schon Verdruß? —

Nein, lieber Gott! ich meistre nicht;
 Ich nehm' es, wie du's giebst,
 Seh auf dein gnädig Angesicht,
 Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du in Ewigkeit
 Für mich gesorget hast. —
 Dies sey mein Morgenopfer heut;
 Und damit Herz gefaßt!

Overbeck.

Schlimme Folgen der Unordentlichkeit.

Hanns war ein vortreflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern. Nur einen Fehler hatt' er an sich, und der bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen geladelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thrä-

nen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurück fiel.

Dafür muß er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von **Samburg** nach **Stade** auf der **Elbe** zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind sey günstig und das Schiff zum Absegeln bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrock der Vater, da ihm **Sanns** in die Augen fiel, und da er den liederlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm da stand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuh herunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmukt, und an dem Rocke fehlten die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne litte: und dieser böse Name würd' ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar **Sanns** noch ein ander Kleid: aber unglücklicher Weise war dieses eben bei dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverleßt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe, der arme **Sanns** hingegen, der

sich unter allen am meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und der Keinlichkeit zu befließen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

E. R.

Johannes, ein anderer Knabe, hatte eben denselben Fehler, und also auch ein ähnliches Schicksal.

Auch er war aufmerksam und fleißig, war folgsam und fromm; aber dabei so nachlässig in seinem Anzuge, daß man ihn selten ohne Widerwillen ansehen konnte.

Bald hatt' er dieses, bald jenes von seinen Kleidungsstücken beschmutzt oder zerrissen; bald dieses, bald jenes davon verloren.

Oft hatte der Vater ihm liebevoll zugeredet, und ihn vor diesem Fehler gewarnt: aber er war ihm leider! auch schon zur Gewohnheit geworden.

Eines Tages, da er mit andern Kindern im Garten spielte: verlor er eine seiner Schuhschnallen.

Anstatt sich zu bemühen, sie wieder zu finden, bat er einen seiner jungen Freunde, Nikolas genannt, ihm eine von seinen Schuhschnallen zu leihen, weil dieser eben Stiefel trug.

Nikolas gab ihm die Schnalle; Johannes kehrte zurück in den Garten; und ehe eine halbe Stunde verfloss, hatt' er auch diese verloren.

Er kommt abermals zu Nikolas; bittet ihn um die zweite Schnalle; und dieser, der die Gutwilligkeit selbst war, giebt sie ihm.

Es ist unglaublich zu erzählen, und doch ist es die reine Wahrheit: ehe es noch völlig Abend

war, hatte Johannes auch schon die dritte Schnalle verloren.

Am folgenden Tage erschien er in Schuhen ohne Schnallen. Ein trauriger Anblick für den Vater, der daraus sahe, daß alle seine bisherigen Ermahnungen zur Schonung und Erhaltung der Kleidungsstücke vergeblich gewesen waren.

Daß Johannes ohne Schnallen nicht aus dem Hause gehen könne, verstand sich wohl von selbst.

Er mußte sich also entschließen, den lustigen Spielen seiner Brüder und Freunde an den angenehmsten Frühlingstagen durchs Fenster zuzusehen.

Aber dies war noch nicht alles. Er hatte etwas verloren, welches nicht seyn war, und dieses mußte ersetzt werden. Aber womit?

Zum Glück hatte die Mutter ihn und die übrigen Kinder in müßigen Stunden die leichte Kunst, Schnüre zu Knöpfeln, gelehrt.

Dies war die einzige Arbeit, womit Johannes etwas verdienen konnte.

Der Vater machte ihm also begreiflich, daß er so viele Schnüre verfertigen müsse, als hinreichend wären, ein Paar Schnallen dafür zu kaufen.

Dies geschah.

Johannes knöpfelte von Morgen bis an den Abend, indes seine Gespielen bald spazieren giengen, bald mit andern Kindern, die sie besuchten, die angenehmsten Spiele trieben.

O wie kläglich beseufzt er da seine Unachtsamkeit, welche ihn auf einige Tage aller Vergnügungen beraubte!

Aber er hatte nun auch Zeit über sich selbst nachzudenken, und gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen.

Bis jetzt ist er diesen Vorsätzen treu geblieben, und man hat daher Ursache zu hoffen, daß auch er sich immer mehr und mehr zur Ordnung in seinen Sachen und zur Schonung seiner Kleidungsstücke gewöhnen werde.

Um sich täglich daran zu erinnern, lehrte der Vater ihn ein Lied, welches wir, unsern jungen Lesern zu Gefallen, hier gleichfalls hersehen wollen.

Nothwendigkeit der Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
 Muß man als Knabe seyn;
 Der Liederliche schmeichelt sich
 Bei keinem Menschen ein.

Wer alles um sich wirft und schmeißt,
 Nichts auf sich selber hält:
 Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
 Der jedermann mißfällt.

Was eine Messel wird, brennt bald,
 O die Erfahrung spricht's!
 Wer jung nichts taugel, der ist alt
 Gewiß ein Laugenichts!

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
 Will ich als Knabe seyn:
 Wenn ich erst groß bin, wird es mich
 Gewißlich nicht gereun!

Burmann.

Die Selbstüberwindung.

Fris war sehr heftig von Gemüth,
 So oft ihm auch sein Vater rieth,

Daß er gelassen werden sollte,
 So gern er auch gehorchen wollte;
 Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit,
 Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt er dem Papa sein Leid:
 Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen.
 Ich bin gleich auffer mir, und kann mich dann nicht
 fassen.

„Willst du, so kannst du auch. Nur habe gu-
 ten Muth.

Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
 Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
 Gleich folg ich dir.“

Er ließ ihn lange warten;
 Sehr lange. Frißen Schmerz! es schon,
 Er seufzte, stöhnte, wollte weinen.
 Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
 War er doch froh, und freundlich, als ein Sohn.

„Nun, Kinder macht ein Spiel auf eurer Le-
 gelbahn,“

Das Spiel stund Frißen gar nicht an,
 Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu
 machen,
 Das gab den andern was zu lachen,
 Gleich war denn Zorn und Eifer da.

Das Spiel gieng an. Zwar ward was rechts
 gepudelt,

Und Frißen ward was rechts gehudelt,
 Doch diesmal aus Respekt für den Papa
 Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich mit zu scher-
 zen,

Und als ein Scherz den andern gab,
 Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab,
 Bald scherzt er mit aus frohem Herzen.

Wie kams? fragt ihn darnach Papa,
 Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen;

Aus Liebe gegen mich? Recht wohl. Nun siehst du ja,
 Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
 Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum be-

müht.
 Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater
 sieht?

Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
 Und strebst, und siehe, es geschieht!

Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
 Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?

Brückner.

Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen;“, und „sieh mal, Mutter, da thut Peter wieder dies oder das!“, So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald dies bald jenes nicht recht geschah.

Besonders mußte ihr jüngerer Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestümmkabeln und beherrschen lassen.

Bald macht er ihr dies, bald jenes nicht recht; vornämlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht alles, was sie verlangte, den Augenblick geschah: gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig da stehen.

Die guten Eltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnt; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von allen geliebt würde, da hingegen ein

Mädchen, das immer seinen Willen haben wollte, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sey: aber umsonst! Sie blieb wie sie war. Alle andere Kinder fingen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen: aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihrem Eltern.

Dieser hörte eine Zeitlang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen:

„Wenn das meine Tochter wäre: so wüß ich wohl, was ich mit ihr thäte!“

„Und was denn?“, fragte die Mutter. „Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurbart und ließe sie Corporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte, und nicht verständigern und gesitteteren Menschen, als sie ist, durch ihr ewiges Regieren zur Last siele.“

Friederike stuzte, ward feuerroth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblick an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens, und beschloß, sich von diesem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich zur Erfüllung.

Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere kleine Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern ließe, als zu erwarten, daß auch einmal so ein verständiger Mann komme, und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr

zu einem Korporal, als zu einen liebenswürdigen Mädchen lauge. L. K.

Die Furcht im Dunkeln.

„**Z**ieh die Wolken — Loffe! Loffe!
 Wo bist du Mädchen?“ — schrie der arme Karl,
 Und sah beim falben Mondeslicht
 Voll Angst umher im Garten.

Die lose Kleine,
 Mit Mühe hatte sie ihn überredet;
 „Laß uns noch eins in Onkels Garten gehn,
 Das Dunkle thut uns nichts! Die Nacht ist still
 und kühl!“

Zu Hause sehn wir so was schönes nicht,
 Wir sind nur arm, und Onkel ist sehr reich.“

Nun ihre Lust mit ihm zu haben,
 Als Karl den Mond beschaute, schlich
 Sie heimlich fort, und laurte hinter einer Hecke.
 Er redte noch, da war das Mädchen weg.

Im Dunkeln sah er sich auf einmal um
 So ganz allein; den Mond bedeckten Wolken,
 Und hu! wie finster war die Nacht!
 Umher war alles grau und schwarz, und alles still!
 Nur säuselten selten die Blätter. Angst und Grauen
 Ergrif den Knaben; ach wo soll ich hin?

Er rief und horchte, rief und horchte wieder,
 „Wie soll ich doch nach Hause finden!“
 Er zitterte und gieng. Doch ach! der Bogengang,
 Durch den er mußte, war so schrecklich schwarz!

Ißt blickt der Mond, da sieht er an den Stämmen
 Hier die, da jene Gestalt, die plötzlich verschwindet,

Und alles still. Dann knirt die Wetterfahne;
 Dann heulen Eulen aus der Kirchhofsrüster,
 Dann wieder Mondsblick, und allerlei Gestalt.
 Er steht und schreit!

Da springt mit lautem Gelächter
 Ihm Lotchen aus dem Bogengang entgegen:
 „Was schreist du, Karl? Wie? liessst du dich
 trillen?“

Was machst du mir für Angst, du böses
 Kind!

„Ich dir? Du selbst! Was machst du dir für
 Angst?“

Wie? meinst du denn, daß dich die Schatten
 beißen?

Hast einen grossen Krückstock, kannst du dich nicht
 wehren?

Ach Lotchen, sieh, sieh doch, was rührt
 sich da?

Hat einen grossen Kopf, und hüpfst auf einem
 Beine!

Komm, laß uns gehn, es hat drei grosse Augen.

„Ei Karl, sey doch gescheid! das ist der
 kleine Birnbaum,

Dran spielt der Schatten von den grössern Bäu-
 men.

Komm nur, du sollst es sehn.

Sie zog ihn sträubend fort.

Er sahs, und war beschämt. Ann trillt ihn Lotchen
 Was rechts mit seiner Furcht im Dunkeln.

Er mußte sehn im Dunkeln, was sie wollte,
 Und schrein und laufen, wie es ihr gefiel.

Sie scherzten noch; da plätscherl's im Teiche
 Und schrie und winselte. Schnell krächzten durch
 die Bäume

Mit lautem Flügelschlag gescheuchte Raben,
Und wieder schrie es jammernd auf im Teich.

Karl wollte fliehn, doch Lotchen hielt ihn auf:
"Komm, laß uns sehn, da ist ein Mensch im
Wasser verunglückt."

Lotte, nein, ich bitte dich,
Laß uns nach Hause gehn; wer weiß, was das
mag seyn!

Was will es seyn? hörst du? es plätschert
noch!

Gieb mir den Stock. "Willst mit?," Sie lief.
Karl bleibt noch stehn, und ruft ihr ängstlich nach;
Dann rennt er verzweifelnd nach Hause.

Das Mädchen läuft gefrost, wie vor dem
Auge Gottes;
Der Mond umglänzet sie, und leuchtet ihren
Füßen,
Sie eilt, sieht auf den Teich, da stehn zwei Füße
Empor, hinunter in das Wasser hing
Des Knaben Kopf, der schon verloren gab.

Was sollte Lotchen thun? Wie sollte sie ihn
retten?

Schnell faßt sie ein Gesträuch, hält sich daran
am Ufer,
Ergreift mit ihrem Krückstock ihn,
Und zieht ihn zitternd ans Land.

Da war es Frize,
Des reichen Onkels einziger Sohn.
Wie freut und ängstet sich das gute Mädchen!
Sie zieht ihn fort, ruft, küßt und streichelt ihn,
Sie rüttelt ihn, sein Odem kommt zurücke.
Er lebt, steht auf und triefft.

Nun gehn sie Hand in Hand
Mit Furcht und großer Freude fort zu seinem
Vater,

Der segnet das beherzte Mädchen,
Umarmt sie weinend, nennt sie seine Heldinn;
Nun, liebes Kind, nun bitte was von mir,
Es sey so groß es will, ich will dir's geben!

Sie küßt beschämt des lieben Onkels Hand,
Dreimal befahl er ihr, sie sollte bitten,
"Mein Bruder wollte gern studiren,
Und unser arme Vater sorgt denn so!," — —

Gut, liebes Kind, ich lasse Karla studiren!
(Der saß mit dicker Nas' am Ofen;
Er war gestürzt, als er nach Hause rannte.)
Und du? du denkst nur an deinen Bruder?

Gerührt umarmt der Onkel ihren Vater!
Ich geb auch zur Erziehung dieses guten Kindes
So viel, als nöthig ist! Kind, du sollst alles
lernen,
Was du nur willst! Komm nur, und fodre Geld!
Und wenn du groß wirst, geb ich dir
Zum Brautshah —

Frizchen rief: Papa,
Dies Mädchen will ich haben, zur Frau, Papa,
Zu meiner Frau, so bald ich groß geworden!

Brückner.

Ein Beispiel von großmüthiger Wohlthätigkeit.

Vor etwa sieben Jahren ward in der großen
Stadt Paris das Brod so theuer, daß viele arme
Leute Hunger litten.

Es lebte damahls ein Prinz, der Herzog von Orleans genannt, der sehr fromm und mitleidig war. Dieser freute sich, daß der liebe Gott ihm so viel Geld bescheert hatte, und half damit allen Armen, die er kannte.

Eines Morgen gieng er in einem großen Garten ganz allein spaziren, nur schlecht gekleidet, wie ein gemeiner Bürgersmann. Seinen Wagen und seine Bedienten hatt' er vor der Thür gelassen.

Auf einmal sprang ein Mann hinter der Herde hervor, hielt ihm die Pistole auf die Brust, und foderte vier Louisd'or von ihm. Der Mensch zitterte, indem er so vor ihm stand, am ganzen Leibe, und sahe aus so blaß, wie der Tod.

Der Herzog sah ihn mitleidig an, grif in die Tasche, gab ihm das verlangte Geld, und ermahnnte ihn, sich künftig auf eine ehrlichere Weise zu nähren.

Der Räuber gieng: und der Herzog sah ihm nach, bis er zur Gartenthür hinaus war. Darauf rief er einen seiner Bedienten, und befahl demselben, dem Manne nachzugehen, und sich zu merken, wo er bleiben würde.

Der Herzog selbst fuhr ruhig nach Hause, und sagte keinem, was ihm begegnet war.

Nach einiger Zeit benachrichtigte ihn der Bediente, der Mann sey zuerst zu einem Becker gegangen, habe demselben zwei Louisd'or für alle Schuld bezahlt, dann hab' er einen ganzen Arm voll grobes Brod gekauft und sey damit nach Hause gerannt. Seine Wohnung wäre in einer kleinen abgelegenen Gasse viele Treppen hoch.

Der Herzog sagte dem Bedienten, es wäre gut; und weiter nichts.

Am folgenden Morgen seht' er sich in den Wagen, nahm einige Bediente mit, und ließ sich nach dem Hause des Räubers fahren.

Hier stieg er aus, kletterte die unbequemen Treppen hinan und klopfte an die Thür eines Zimmers, in welchem der Räuber wohnen sollte.

Dieser that die Thüre selbst ihm auf, und fuhr, da er ihn sahe, wie vom Bliß getroffen, zurück.

Aber Gott! Welch ein Anblick! — Eine Frau und sechs Kinder lagen krank und ausgehungert auf dem Boden. Ihre Gesichter waren mit Todtesblässe überzogen, und nur einige wenige alte Lumpen bedeckten die Blöße ihrer abgezehrten Leiber.

Lange konnte der unglückliche Vater dieser jammervollen Familie kein Wort hervorbringen; endlich warf er sich vor dem Herzog auf die Knie und sagte mit zitternden Lippen, indem er auf seine Frau und seine Kinder zeigte:

„Sehen sie hier, mein Herr, was mich bezwogen hat, Sie zu berauben! Schon seit drei Tagen hatten diese Unglücklichen kein Stückchen Brod genossen; der Becker, dem ich schuldig war, wollte mir nicht mehr borgen. Schon sahe ich mein Weib und meine Kleinen den langsamen und schrecklichen Tod des Hungers sterben. Die Verzweiflung ergriff mich; sinnlos lief ich aus, begegnete Ihnen und that, was ich sonst um aller Welt Güter Willen nicht gethan haben würde.“

„Uebergeben Sie mich der Gerechtigkeit; gern, gern will ich den Tod leiden, den ich verdient habe; aber o, — (hier umfaßt er die Knie des Herzogs) — wenn ihr Herz des Mitleids fähig ist, so erbarmen Sie sich meines Weibes! erbarmen Sie sich meiner armen Kleinen!“

Die kranke Mutter und die ausgehungerten Kinder krochen gleichfalls laut weinend herbei, und fleheten um Erbarmung für den Gatten, um Erbarmung für den unglücklichen Vater.

Der Herzog wischte sich die Thränen ab; gebot allen ruhig zu seyn; und gab dem Manne einige liebevolle Ermahnungen.

Dann zog er seinen Geldbeutel hervor, gab ihn dem Manne, und befahl ihm erst das Nöthigste zur Erquickung seiner armen Familie einzukaufen, und dann zu ihm nach seinem Palast zu kommen.

Hier erkannten die Unglücklichen den Herzog, und wenig fehlte, daß der Mann nicht vor Schrecken niederfiel.

Er wollte eine neue Entschuldigung sammeln; aber der gute Herzog gebot ihm, sich zu beruhigen, und wiederholte den Befehl, daß er zu ihm kommen sollte.

Da er hinkam, kündigte ihm der Herzog an, daß ihm monatlich eine gewisse Summe zum Unterhalt seiner Familie angewiesen sey; und daß er selbst auf dem Schlosse immer Arbeit finden, und reichlich dafür belohnt werden sollte.

Der gerührte Mann zerfloß in Thränen der Dankbarkeit; und seitdem vergieng kein Tag, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern sich nicht auf die Knie warf, um Gottes belohnenden Segen für seinen edelmüthigen Wohlthäter zu erstehen. C.

Die Biene und die Taube.

Ein Bietchen fiel in einen Bach!
Dies sah von oben eine Taube,

Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warfs ihr zu.

Das Biennen schwam darnach
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.

Nach kurzer Zeit saß unsre Laube
Zufrieden wieder auf der Laube.

Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Biennen kam: pick! stach's ihn in die
Hand!

Puf! gieng der ganze Schuß darneben.

Die Laube flog davon. — Wem dankte sie ihr
Leben?

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du giebst den Armen heut dein Brod;
Der Arme kann dirs morgen geben.

Michaelis;

Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schorsteinfegerjunge mußte auf dem
Schlosse einer Prinzessin den Schorstein reinigen,
der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen
war, fand er das Zimmer leer von Menschen,
und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich
an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergöhen,
die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit
Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische
lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die
Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in
ihm auf: "ach! wenn du doch auch eine solche
Uhr hättest!"

Nach einer kleinen Weile dacht er: "wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!,"

"Es würde aber doch niemand wissen," dacht er weiter, — Allein in eben dem Augenblicke hört er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schorstein.

Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen; und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachtsische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah.

Schon streckt er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

"Soll ich?," sagt er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. — Soll ich? —

"Aber wär ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? Könnt ich wohl jemals wieder ruhig schlafen; könn ich wohl jemals einem wieder frei ins Angesicht sehen?"

"— Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könn ich Kutschen und Pferde halten, könn ich schöne Kleider tragen; hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!"

„Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt ich entdeckt werden? Es sieht ja keiner? — „

„Keiner? — Siehst denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beken, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können? „

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauer. „Nein! sagt er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht! „ Und mit diesen Worten eilt er auf eben dem Wege wieder zurück, auf den er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dies mit angehört und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

„Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht? „

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

„Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort; danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten. „

„Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möchte. „

Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Mann aufzuwachsen zu sehen.

Die Unschuld.

Unschuld ist vom Truge fern,
Unschuld glaubt das Beste gern
Von den Brüdern.
Unschuld giebt im Streife nach
Und sucht Unrecht oder Schmach
Keinem zu erwiedern.

Unschuld übt die stille Pflicht,
Prahl mit ihren Thaten nicht,
Läßt sich lehren.
Unschuld giebt getrostem Muth.
Unschuld ist ein großes Gut.
Führt zu wahren Ehren.

Aus dem niederländischen Wochenblatte für Kinder.

Des Morgens im Saat = Felde.

Schon reißt die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich schwer von deinem Segen,
Allvater deiner Unermüßlichkeit

Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
 So geben, so beglücken, deinem Bilde
 So ähnlich seyn, Welch eine Seligkeit!

Du giebst der ofnen Erde dein Gedeihen,
 Und winkst dem Landmann Saamen einzustreuen,
 Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
 Dann ströhmnen deine Wolken Thau und Regen:
 Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
 Dann keimt der Salm, und schoßt und steht
 bereit.

Und deine Sonn' erzeugt das Mark in sei-
 nen Aehren,
 Und deine Wolken träufeln ihn zu nähren:
 Das Mark in seinen vollen Aehren reißt.
 Die segenschweren Häupter wollen sinken,
 Sie wanken taumelnd hin und her, und winken
 Dem Sämann, daß er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch und füllt die wei-
 fe Scheune,
 Er nimmt und samlet froh und nennt's das Seine,
 So stolz und kühn, als hätt' er sich's verschafft;
 Dann kommt der Mensch und nimmt und ißt,
 und Stärke
 Durchströhmnt sein Blut zum Schaffen seiner
 Werke;
 Er nimmt und ißt, und geht einher in seiner
 Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und
 nehmen
 Aus deinen milden Händen, und beschämen
 Den sorgenvollen menschlichen Verstand;
 Dann kommen deine Thier', und du giebst allen,
 Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen;
 Und neues Leben ströhmnt aus deiner Vaterhand.

Ach, wie du giebst, mit welcher, welcher
Milde!

So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, Welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! Schon auf Erden,
Schon hier könnt ihr, kann ich Gott ähnlich
werden,
Und trinken diesen Kelch der Seligkeit!

Karoline Rudolphi,

Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sahe, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie nur immer konnte.

Einmahl fuhr sie mit aufs Land. Da sahe sie bei einer Brücke einen Trup Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbei schleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sahe überdem sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben: ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld; ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszwerfen. Aber sie sagte: ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Guts, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bei ihr war, wo sie gieng und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal auf ihr Bette, zerrte sie am Ärmel und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrak, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbei zu rufen.

Diese kamen und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreiung vom demselben dem Mitleid zu verdanken, welches sie dem armen Hunde erwies.

Morgenlied.

Mit dem frühesten Morgenlichte
Bin ich frisch erwacht;
Frisch, wie dieser Morgenathem,
Wallt in allen meinen Adern
Neues Leben, neue Kraft!

Singen will ich; freudetrunken
Steigt mein Geist empor,
Auf der Morgenröthe Flügel,
Mit der Lerche Morgenliede
Mit der Hügel Kräuterduft!

Alles um mich lebt und webet,
Wo mein Auge sieht;
Hoch in Lüften, tief in Fluten,

Nah und ferne, lebet alles,
Singt und danket, daß es lebt.

Mitbewohner meiner Erde:
Heer der Luft, der Flur!
Schön und fröhlich seyd ihr alle,
Pflanzen, Thiere; eurer Schönheit,
Eurer Freude freu ich mich.

Darf euch aber nicht beneiden,
Mitgeschöpfe, nein!
Schön bist du, du Wald von Blumen,
Fröhlich bist du, Volk der Vögel,
Alle seyd ihr froh und schön.

Aber ich bin froher, froher,
Schöner auch, als ihr!
Denn zum edelsten Geschöpfe,
Edel durch Vernunft und Tugend
Schuf der große Schöpfer mich!

Der zum edelsten Geschöpfe
Mich auf Erden schuf —
Soll ich nicht den Guten kennen?
O ihr Mitgeschafnen alle,
Sagt mir, sagt mir, wo er ist?

O dein Angesicht! wie freundlich
Mußt du seyn, wie mild! —
Soll ich Vater, dich nicht kennen?
O ihr Mitgeschafnen alle,
Sagt mir, sagt mir, wo er ist?

Ueberall, im Thal, im Haine,
Wo sein Odem weht,
Ueberall, im hohen Himmel,
Auf der Erd', in tiefen Klüften,
Hier, hier, wo ich steh, ist Gott!

Wo ich deiner nur gedenke,
Findet dich mein Dank;

Auf der Morgenröthe Flügel
Mit dem leisen Abendlüftchen,
Steigt mein Dank zu dir empor.

Dank dir, daß du deine Sonne
Deinen Mond mir zeigst!
Daß du mir dies frohe Leben
Hier auf deiner schönen Erde
Unter deinen Kinder gabst!

Doch wie lang? — Die Blume welket,
Morgenroth erbleicht.
Sieh! der frische Thau verdünstet;
Alle Schönheit auf der Erden,
Alles Leben welkt dahin!

Wangenroth und Morgenröthe
Wohl verwelken kann;
Blumenpracht und Augenhelle,
Morgenthau und Lebensathem
Kann verfliegen, morgen, heut!

Aber Tugend, Scham und Unschuld,
Demuth, Frömmigkeit,
Süße Freundschaft, edle Liebe,
Seelenlust an guten Thaten —
Mein, ich kann nicht sterben, nein!

Aber flieht von mir die Tugend,
Sittsamkeit und Scham;
Schleichen Eitelkeit und Hochmuth,
Dringen Neid und Zorn und Unzucht
In mein tugendleeres Herz:

O was fromt mir dann das Leben!
Tod wär dann mein Wunsch;
Glücklich, wenn ich dann vergienge,
Wie der Thauglanz, wie die Blume,
Wie das Morgenroth vergeht!

Die Macht der kindlichen Liebe.

Krosus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem persischen König Cyrus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwert aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschrockene kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: „Soldat, willst du den Krosus erschlagen?“

Der Soldat erschrak, und des Königes Leben war gerettet.

Lied junger Hirten.

Unschuld, Tochter der Natur,
 Theures Kleinod befrer Herzen;
 Gieb uns Kindern dieser Flur,
 Daß wir dich doch nie verscherzen.
 Unsre Sicherheit und Ruh,
 Unsrer Hütten stille Freuden,
 So die Großen uns beneiden,
 Alles, Unschuld, schenkest du.

Wenn der junge Morgen lacht,
 Wekst du uns zu leichten Pflichten;
 Giebst auf unsre Herzen acht,
 Daß wir sie getreu verrichten.
 Sieht der Abend dann aufs Feld,
 Lehnen wir die Hirtenstäbe
 An die thaubeträufte Kebe
 Und vergessen aller Welt.

Redlichkeit und Treue gehn
 Aus und ein zu unsern Thüren.
 Gerne lassen wir's geschehn,
 Daß sie Freunde zu uns führen:
 Besser schmeckt das kleine Mahl
 Unter grünen Lindensäulen,
 Wenn es Freunde mit uns theilen;
 Lieder hallen dann ins Thal.

Unser kleines Leben gleicht
 Jenem Bach, der uns zu Füßen
 Ruhig durch die Wiesen schleicht;
 Ruhig sehen wir's verfließen:
 Ohne Sorgen, ohne Harm,
 Ohne selbstgemachte Plage
 Zählen wir nur Wonnelage
 In der Freiheit Mutter arm

Die du uns so glücklich machst,
 Die du uns und auch daneben
 Unsr Lämmchen bewachst,
 Die der Himmel uns gegeben:
 Unschuld, Tochter der Natur,
 Weiche nie aus unserm Herzen!
 Daß wir dich doch nie verscherzen,
 Gib uns Kindern dieser Flur!

Überbeck.

Whittington.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt,) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnt' er

anfänglich zu nichts gebraucht werden; Man ließ ihn also nur so im Hause herum laufen.

Da macht er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stetnadeln und hingeworsnen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Duzend Stetnadeln und eine Rolle Bindfaden gesamlet hatte: so bracht er beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl: denn er sahe daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möcht ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun futterte er das junge Käßchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arm trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antworte der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts als diese Katze, habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man

stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fordern und mit sich speisen. Aber ohngeachtet Essen genug da war; so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie schwarmweise auf dem Tische herum sprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ohngeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Käse her.

Da hätten ihr sehen sollen, was für eine schreckliche Niederlage die Käse unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermessliche Reichthümer hatte: so gab er für diese Käse einige Sonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Käse eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, flei-

fig, und sparsam zu seyn: so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn tod zu drücken.
Ein ledig Pferd gieng neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier,
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!“
Was helfen! sagt der Grobian,
Du bist ein fauler Bauch; greif deine Knochen an!
Trag zu!

„Ich sterbe, liebes Pferd —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hülfe wär ein Spiel für dich!“

Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Kappen auf
Des Esels Haut noch oben drauf.

Glein

Der Löw' und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen, mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.

Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,

Das

Das wüßt' er nicht; dein Heldenmuth
 Sey zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben
 Von Großmuth und Gerechtigkeit;
 Du würdest ohn' Unterscheid:
 Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
 Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;
 Denn was von mir ein Esel spricht,
 Das acht ich nicht!“

„Nur den, der gegen andre mich zu reizen wagt,
 Und den, der Schmeichelei ins Angesicht mir sagt,
 Den haß' ich, kann vor Augen ihn nicht sehen,
 Elender, fort! sonst ist's um dich geschehen!“

Glein.

Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
 Erlernte viele schöne Lieder,
 Und sang mit unbesorgtem Sinn
 Den Tag bei seiner Arbeit hin.
 Zu beißen hatt' er oft nur wenig;
 Doch war er froher als ein König,
 Und seiner hellen Stimme Kraft
 Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
 Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
 Wer ist's? — Der muntre Seifensieder.

Es wohnte neben diesem an
 Ein reicher, fauler, feister Mann,
 Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
 Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.

*) Die letzten vier Verse sind Zusatz.

Doch schloß er kaum die müden Augen zu,
 So stört' ihn schon in seiner Ruh
 Durch laute frohe Morgenlieder
 Johann, der muntre Seifensieder!

Drob zürnt der reiche faule Mann
 Und hebt, wenn jener singt, voll Unmuth an:
 Der Geyer hole deine Lieder,
 Du Stöhr im Schlaf, du Seifensieder!
 Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
 Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
 Läßt er zu Nachmittage kommen,
 Und spricht: mein lustiger Johann,
 Wie geht es euch? wie fangt ihr's an?
 Ein jeder rühmt mir eure Waare:
 Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?
 Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
 Wie groß im Jahr mein Vorkheil sey.
 So rechn' ich nicht; ein Tag bescheeret,
 Was der, der auf ihn folgt, verzehret.
 Das kömmt im Jahr, (ich weiß die Zahl)
 Drei hundert fünf und sechzig mal.

„Schon recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
 Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“

Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
 Der eine weniger, der andre mehr;
 So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
 Nichts, als die vielen Feyertage.
 Ja, wer die alle roth gefärbt,
 Der hatte wohl, wie ihr, geerbt;
 Dem war die Arbeit wohl zuwider;
 Gewiß, der war kein Seifensieder.

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
 Ob dieser guten Nachricht, heut

Dem liederreichen Nachbarsmann
 Viel schöne blankte Thaler an.
 Nur daß er künftig nicht mehr singe
 Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann verspricht's ; läuft hocheufreut
 Mit seinen Thalern heim und scheut,
 Wie Diebesaugen, aller Blicke;
 Ist ganz betäubt von seinem Glücke.
 Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld
 Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
 Und schnöden Dieben Troß zu bieten,
 Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht
 In einem wohlbeschlagenen Kasten.
 Doch so auch kann er noch nicht rasten,
 Weil ihm jezt alles Argwohn macht.
 Sobald sich nur der Haushund reget,
 Sobald der Kater sich beweget,
 Springt er erschrocken auf und glaubt,
 Man hab' ihn wirklich schon beraubt,
 Bis, oft gestossen, oft geschmissen.
 Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zulezt, je mehr er sparrt,
 Daß Sorge sich mit Reichthum paart;
 Sieht alle Ruhe, alle Freuden
 Sich ohne Rückkehr von ihm scheiden.
 Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
 Und Seufzer hört man, statt Gesang.

Zulezt erwacht seyn vor'ger Sinn;
 Schnell läuft er zu dem Nachbar hin
 Und spricht: Herr, lehrt mich bessere Sachen,
 Als, statt des Singens, Geld bewachen!
 Nehmt eure Thaler wieder hin
 Und laßt mir meinen frohen Sinn!

Mag, wer da will, euch euer Geld beneiden,
 Ich tausche nicht mit euren Freuden.
 Mir ward, statt Geld und Geldesklang,
 Ein froher Sinn und froher Sang.
 Was ich gewesen, werd' ich wieder:
 Johann, der muntre Seifensieder!

Sagedorn.

Im Winter.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
 Ich darf vor keiner Kälte beben:
 Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
 Und Speis' und Trank erfreun mein Leben.
 Auf weichen Betten drückt die Ruh
 Mir sanft die müden Augen zu.

Doch weh dem Armen, dem anitz
 Das Glück sogar das Nothige versaget:
 Den weder Kleid noch Dach beschützt,
 Und der zu betteln doch nicht waget:
 Den Krankheit hin aufs Lager jreht,
 Auf dem kein weiches Bett ihn deckt.

Was zauderst du, o Bruderherz,
 Mit Hilf ihm liebeich zuzweilen!
 Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
 Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
 Wer seiner Brüder Noth vergißt,
 Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Weißer

Der glückliche Bauer.

Ihr, schwazt mir da von einem Bauer
Nicht so verächtlich, bitten wir!
Denn, wird ihm gleich sein Leben sauer,
So lebt er besser doch, als ihr.

Sein schwarzes Brod und seine Butter
Ist er mit Lust, er ist sich satt;
Für seine Stiere hat er Futter,
Hat alles, was man nöthig hat.

Sein Leben wird von Gott gesehen,
Und eures auch; allein, allein
Mit eurem Schmaus und Müßiggehen
Kann eures ihm so lieb nicht seyn.

Euch neid ich nicht. Von eurem Essen
Und eurem Trinken würd' ich krank;
Ich würde Gott und mich vergessen,
Ich feister Bauer! Schönen Dank!

Wir wollens bei dem Alten lassen:
Eßt Schneppentoth, eßt Austern, ihr!
Die Alten, die nur Eicheln aßen,
Die waren besser wohl, als wir.

Gleim:

Freude über Gott.

Freu dich sehr, geliebte Jugend!
So du gehst den Weg der Jugend,
Fehlt es dir an Freuden hier,
Wahren, edlen Freuden, nie.

Das ist unsers Gottes Wille,
 Froh zu seyn! Er ist die Fülle
 Unserer Fröhlichkeit; er giebt
 Fröhlichkeit dem, der ihn liebt.

Das ist Fröhlichkeit, ihn kennen,
 Ihn den Herrn, den Vater nennen,
 Auf ihn warten, auf ihn sehn,
 Und auf seinen Wegen gehn.

Einst, sie war noch nicht die Erde;
 Gottes Hauch rief ihr, das werde!
 Und sie ward; wir wurden auch
 Unter unsers Gottes Hauch.

Und wir fanden Trank und Speise,
 Fanden, so nach unsrer Weise
 Zu genesen, zu gedeihn,
 Und des Lebens uns zu freun.

Und wir fanden uns umgeben
 Mit unendlich vielem Leben;
 Thiere, groß und klein, gedieh'n,
 Fanden Speis' und Trank durch ihn.

Aber wir allein, wir kannten
 Ihn, den Vater! ach, und nannten
 Vater ihn! Er rief uns zu:
 Mensch, mein Ebenbild bist du!

Herrsche, wirke, denke, wisse,
 Und empfinde, und genieße!
 Dieses geb' ich nicht dem Thier,
 Diesen Vorzug geb' ich dir.

Brauch ihn ja zu meiner Ehre!
 Sieh! dein Glück ist meine Ehre!
 Und dein Glück ist: gut zu seyn,
 Deines Gottes dich zu freun. —

Welche Freude, dies empfinden,
 Dies anbetungsvoll ergründen,
 Daß uns je und je geliebt
 Gott, der uns das Wesen giebt!

Daß in ihm, in ihm die Fülle
 Unserer Freuden ist; sein Wille,
 Daß der ist, uns froh zu sehn,
 Jugendhaft uns froh zu sehn!

Welch Entzücken, daß wir leben,
 Neben Gott und in ihm leben,
 Und unendlich sind, wie er
 Ach, unendlich! — Wonnenmeer! —

Die ihr Gottes Namen nennet,
 Jauchzet, preiset, dankt, entbrennet!
 Freuden Gottes, ewigs Heil,
 Sind der guten Menschen Theil!

Liebe Kinder, liebe Jugend!
 O verliert doch nie die Jugend!
 Wo ihr sie, ach sie verliert,
 Send' ihr aller Freud entführt!

Overbeck.

J a c h z o r n.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hingienge, da er nicht sowohl an Kenntnissen zunahm, als Fehler einsah und abschaffte. Nur ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue ablaufen müssen.

Er war nämlich äußerst auffahrend, so bald ihm von seinen Gespielen jemand aus Versehen etwas zuwider that.

Er pflegte alsdann so gleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz alle Zeichen eines aufgebrachtten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste leid zu machen.

Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas mittheilte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte.

Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mochte.

Unglücklicher Weise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihn ein paarmal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten kommen sollte.

Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so stark, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog.

Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß das Blut stromweis die Schläfe herunter.

Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt, als Gottlieb leid zu thun!

Er stürzte über ihn her, schrie laut — er ist todt! er ist todt! — ich habe Gottlieb gefodtet, und statt, daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen.

Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrei aus seinem Fenster gehört.

Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, frug ihn auf ein Bette, und besprüzte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam.

Dies war freilich etwas für den armen Johannes; aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu benehmen.

Nun ward die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen dürfen, um wirklich tödlich zu seyn.

Es ward ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fing an zu fantasiren.

Johannes wich nicht von seinem Bette; weder Tag noch Nacht, und das immer in einer furchterlichen Todesstille: denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte.

Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fantasie zu — „lieber Johannes — was hab ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergieb mirs, vergieb mirs! ich will dich nie wieder beleidigen.“

Dies trieb denn vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fing an zu heilen — und nach wenigen Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufstehen.

Wer ist fähig sich Johannes seine Freude vorzustellen? Gewiß niemand, als der ganz die Angst gefühlt, die ihn, während Gottlieb in Gefahr war, durchwühlte.

Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernstern Reue, und mit einem

so festen Vorsatz, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, begleitet, daß ihm fast keine Freude anzusehen war.

So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an, und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, seinen Zachorn völlig zu bestiegen.

Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; den Gottlieb behielt von seinem Falle nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne Ährung ansah, und oft, mit Dank gegen die Vorsehung, küßte.

Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwa von dem Fehler des Zachorns übereilt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bei Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend jemand, oder ihr selbst, dadurch in Todesangst und Gefahr geräth?

L. K.

Frühlingslied.

Die liebe Sonne lacht;
Die Wiese kleidet sich in Pracht;
Zerronnen ist der Winterschnee;
Und Blumen dringen aus dem Klee!

Auf blauen Beilchen sammeln sich
Die kleinen Bienen ämsiglich;
Der bunte Buttervogel freut
Sich über sein bemaltes Kleid.

Die Lerche schwingt sich hoch empor;
Im Hain erschallt der Vögel Lhor;
Vor allen aber könnst der Schall
Der lieben kleinen Nachsigal.

Wohin ich sehe, seh ich Lust;
Vor Freuden schwillt die junge Brust,
Und denkt an Gott. — O Güte! dir
Weih ich mein ganzes Herz dafür.

Das beste Geschenk.

Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, jeder nach seinem Vermögen. Nur einer von ihnen, Aeschines genannt, war zu arm dazu.

„Ich besitze, sagt er, nichts von Werth, was ich dir geben könnte; und nur darum thut es mir leid, daß ich arm bin. Ich gebe dir aber alles, was ich habe, — mich selbst. Verschmähe dieses kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß andere dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben.“

Sokrates antwortete:

„Du giebst mir kein geringes Geschenk, Aeschines; so wenig du auch aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.“

An eine welke Rose.

O Rose, noch vor wenig Tagen,
Da blühest du vor mir!
Und ach! ist es nicht zu beklagen?
Hin ist schon deine ganze Zier!

Dir, sagt mein Vater, werd' ich gleichen;
 Auch du, spricht er, blühst heut:
 Bald wird die Jugend dir verstreichen
 Und deines Reizes schöne Zeit.

Nichts bleibt beständig als die Tugend;
 O präge tief dir ein:
 Nicht stolz auf deine flücht'ge Jugend,
 Und nicht auf Schönheit stolz zu seyn.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
 Ein Lahmer auf der Straße finden,
 Und jener hofte schon freudenvoll
 Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
 Ich armer Mann, kann selbst nicht gehen!
 Doch scheint's, daß du für eine Last
 Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
 So will ich dir die Stege sagen;
 Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
 Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
 Sich auf des Blinden breiten Rücken!
 Vereint wirkt dann dies schwache Paar,
 Was einzeln keinem möglich war.

Gellert.

Eine sonderbare Dankefagung.

Ein reicher und angesehenער Ehineser war dar-
 auf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den

köstbarsten Edelgesteinen überall besetzt war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistlichen in China) folgte ihm durch verschiedene Straßen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten malen wegen seiner Edelgesteine.

„Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelgesteine gegeben.“

Ganz recht! fuhr der Bonze fort; aber ihr gebt mir Gelegenheit sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterschied, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, und diese Bemühung wünsche ich mir nicht.

Der Fuchs und der Esel.

Eine Fabel.

Ein Pferd ist doch ein schönes Thier,
Herr Esel, sprach der Fuchs,
Schon steh ich eine Stunde hier,
Betrachte jene da. O, Welch ein Wuchs!
Ich sehe mich nicht satt. Sie sprangen dir noch eben
So zierlich, leicht und schön
Im Klee herum! In meinem Leben
Hab' ich nichts Artigers gesehn!
O bleibe doch ein Weilchen bei mir stehn!

„Warum?“ —

Um ihre Sprüng' und Schönheit anzusehn.

„Das wäre wohl der Mühe werth!

„Ich springe dir so gut, als dort das beste Pferd.“

Ei, Welch ein Wunder wäre das?

Du? solche Sprünge machen?

Der Esel sprang. Der Fuchs warf sich ins Gras,
Und wollte sich zu Tode lachen.

Gleim.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch
genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt und steht
hinein:
Sieht sich und auch das Fleisch.
Ihm dünket dieser Schein
Ein anderer Hund mit Fleisch zu seyn;
Sogleich nimmt ihm die Lust, auch dies zu haben,
ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem; — Weg war beides!
Ein Geiziger ist nimmer satt;
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Wittwe — wo?
hab' ich nicht erfahren können — die von ihrem
sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ih-
res Mannes das Meiste verloren hatte. Nur
ein kleines Kapital war ihr übrig geblieben, von
dessen Zinsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch den Bankrot eines Kaufmanns, den
man für sehr reich und für völlig sicher hielt,
verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres
Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr
traurig! denn Alter und Schwachheit hatten sie

zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Hospital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können: aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie also hilflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bei sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmal sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebevolle Betragen, welches diese Person von ihrer Frau, auch während ihres vor- maligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

„Nein sagte sie daher (auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen,) ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.“

„Lohn brauche ich nicht: denn ich habe mir von Ihrer vormahligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesamlet. Ausserdem habe ich noch 25 schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbarn ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund: so will ich schon für uns beide Brod schaffen.“

Die arme Wittwe war über diese Erklärung äußerst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Wittwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis die erste starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jetzt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Wittwe war auch ihr reicher Verwandter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtin, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät; denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbar darauf starb, ohne einmal verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten.

„Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihre seyn.“

Sie erhielt sie; und alle, welche davon hörten, freueten sich über die Großmuth des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Der Frühling.

Mit jedem Tage lächelt
Die Sonne freundlicher;
Mit jedem Tage sächelt
Der West uns lieblicher;
Mit jedem Tage schmücket
Sich schöner die Natur,

und

Und alle Tag entzückt
Uns reizender die Flur.

Sieh jenes Veilchen blühen,
Das jetzt die Knospe bricht;
Sieh jene Primel glühen,
Sie prangte gestern nicht;
Hör' jene Blättchen rauschen,
Und gestern noch — wie klein!
Den Frühling so belauschen
Muß Engeln Wollust seyn.

Lied eines Schiffenden nach über- standnem Sturm.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer;
Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um uns her.

Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus;
Und es schallen unsre Lieder
In das hohe Meer hinaus.

Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluten
Unsern Untergang gewiß.

Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wefternacht;
Flammenblitze nur zertheilten
Himmel, Wogen und die Nacht.

Jetzt empor gehoben flogen!
 Wir hinauf in hohe Luft;
 Burden jezt hinabgezogen
 In des Meeres tieffte Gruft.

Donner rollten, schwarze Fluthen
 Bäumten kühn sich himmelan:
 Kindlich flehten wir den guten
 Starcken Gott um Rettung an.

Und es schwiegen Sturm und Wetter,
 Und es schwand die düstre Nacht.
 Jauchzend danken wir dem Ketter,
 Dessen Auge uns bewacht.

Groß, wie seiner Himmel Pfade,
 Zahllos, wie der Sterne Heer,
 Ist des Weltenschöpfers Gnade —
 Unergründlich, wie das Meer!

Walle, rother Wimpel, walle,
 Ueber uns ist Gottes Hand,
 Bald vom hohen Maste schalle
 Jubelruf des Wächters: Land!

Richter.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser ward einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber gieng stolz vorüber und dankte ihm nicht einmal.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher, als jener, bin?

Lob Des Winters,

Nicht dir, o Lenz, will ich allein
Nur meine frohen Lieder weihn:
Den Winter preis' ich auch, er ist
So schön und reizend, als du bist.

Zwar Nachtigallen hat er nicht,
Nicht Rosen und Vergißmeinnicht. —
Auch fächelt nicht sein Abendwind,
Wie Zefirs Flügel, sanft und lind.

Auf grünen Wiesen läßt sich's schön,
Doch schön auch auf beschneiten gehn.
Und meiner Aussicht weiten Raum
Semt mir kein dickbelaubter Baum.

Frei liegen nun, von fern und nah,
Die kleinen Bauerhütchen da.
In ihnen wohnt Zufriedenheit
Und unverfälschte Redlichkeit.

Die Sonne scheint so mild und gut,
Und ohne Schleier, ohne Hut,
Blitz ich frei in ihr rothes Licht.
Das könnt ich doch im Sommer nicht.

Rasch gleitet dort ein Knabenheer,
 Wie froh! auf blankem Stal einher,
 Im weiten Spiegelsaal voll Glanz.
 Mein Herz hüpfet mir bei ihrem Tanz.

Ja, schön ist auch der Winter, schön;
 Ihn soll mein frohes Lied erhöhen,
 Das lange seinen Reiz verkannt,
 Ja gar unfreundlich ihn genannt.

Oft will ich über Thal und Höhn
 Trotz seiner stärksten Kälte gehn;
 Will spotten träger Weichlichkeit,
 Gehülft ins wärmre Winterkleid.

Memilia.

Winterlied.

Wenn ich einmal der Stadt entrieh,
 Wird mir so wohl in meinem Sinn,
 Ich grüße Himmel, Meer und Feld
 In meiner lieben Gottes Welt.

Ich sehe froh und frisch heinein
 So glücklich, wie ein Vögelein,
 Das aus dem engen Käfigt flucht,
 Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich alles freundlich an,
 Im Schmuck des Winters angethan.
 Das Meer gepanzert, weiß und hart;
 Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
 Hüpfet auf den Aesten hin und her,
 Und sonnet sich am jungen Licht,
 Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die zarte Saat empor,
 Und gucket aus dem Schnee hervor;
 Dort lockt des Thales weiches Moos,
 Das junge Reh auf seinen Schooß.

Natur, du wirst mir nimmer all
 In deiner wechselnden Gestalt!
 Natur, so hehr, so wunderbar,
 Und doch so traut, und doch so wahr!

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnt unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Palästen! Man höre nur, was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that!

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun neulich, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er nun verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälliger Weise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermann's in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebauet, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahndete ihn, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein wäre. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet habe.

„Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat doch der ehrliche Mann geirret! Wie leid thut mir's, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahre nach seinem Tode, bemerke!

Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinde von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung.“

Gesagt, gethan. Er hat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe den Hinterlassenen des Zimmermann's zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben, von dem wir die Nachricht davon erhalten haben: denn der ehrliche Landmann selbst hat es niemand erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen: so ist eine solche That bloß gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig! Aber mögten erst alle Menschen so gerecht seyn: wie gut würd' es um die menschliche Gesellschaft stehen!

Aus den pädagog. Unterhandlungen.

L i e d,

nach der Melodie:

Wer wollte sich mit Grillen plagen.

Wer wollte Gottes Hand verkennen
 In deinen Wundern, o Natur!
 Mag, wer da will, von dir sich trennen,
 Mich reizet deine Schönheit nur.
 In deiner Wonne mich berauschen,
 In deiner Fülle will ich ruhn,
 Will früh der Lerche Lied belauschen;
 Doch nicht bloß fühlen, sondern thun.

Natur, du bist ein Tempel Gottes;
 Sein Odem lebt und webt in dir!
 Natur, du bist ein Tempel Gottes;
 Allgegenwärtig ist er dir!
 Sein Hauch schenkt Wohlgeruch der Blume,
 Durch seine Sonne reißt die Saat;
 Ihm könnt aus deinem Heiligthume
 Der Vögel Danklied früh und spat,
 Und wir nur sollten ihm nicht singen,
 Und nicht verstehen seinen Ruf?
 Wir, die Gefühl, Vernunft empfangen,
 Die er für Ewigkeiten schuf?
 Nein, Sterbliche, o nein, ihr Brüder!
 Singt eurem Schöpfer, singt ihm laut;
 Bis ihr dereinst die Hülle wieder
 Der Mutter Erde anvertraut,
 Bis an den Tod will ich mich freuen,
 Daß Gott die Welt so herrlich schuf;
 Den letzten Augenblick nicht scheuen:
 Denn es wird einst auf seinen Ruf
 Ein ew'ger Frühling mich umschweben
 Und meiner Hülle Staub erneu'n.
 Du russt, ich komme; bekres Leben
 Und Auferstehung warten mein!

Richter.

Spaziergang im Februar.

Vom holden blauen Himmel dort,
 Soll's nächstens wieder schnei'n;
 Das glaub' ich nicht! Nein, fort ist fort!
 Troß eurem Prophezeihn!

Scheint nicht die Sonne schon so warm?
 Lebt nicht schon alles auf?

Und steigt nicht hier ein ganzer Schwarm
Von Tulpn Brut herauf?

O welch ein Himmel über mir!
Wie rein umher die Luft!
So lau, als wenn im Sommer, hier
Im Busch, der Kukuk ruft!

Der Nußbaum blüht, die Tanne sproßt
Und aus dem Rasen dringt
Hervor der Lämmer süße Kost;
Drum springt, ihr Lämmchen, springt!

Die wilde Gans, der Kranich, sah
Längst unsre Fluren schon,
Und horcht! — singt nicht die Lerche da
Mit süßem Frühlingston?

Sie schweigt! — o sing dein längstes Lied,
Ich höre gern dir zu,
Kein Vogel, eh das Beilchen blüht,
Singt reizender, als du.

O seht, seht da! hier gukt ja schon
Ein Beilchen halb heraus.
Sprecht länger nicht dem Frühling Hohn;
Und lacht mich nicht mehr aus.

Enthüllt vom Stroh die Neben nur
Und fürchtet keinen Frost,
Dies warme Lächeln der Natur
Verspricht euch reichlich Most.

Frl. vom S.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.
Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!

Das Lichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
 Und wundre mich, wie unermüdet du
 Von einem Zweig zum andern hüpfest,
 Und durch die Nußgesträuche schlüpfest,
 Und wie du keine Ruh und Rast
 Vom Morgen bis zum Abend hast
 Wie kannst du das in aller Welt ertragen?
 Und noch so munter seyn und so geschwind,
 Als keine andre Thiere sind?
 Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Lichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen.
 Wenn ihr so stäts in euren Löchern lauert,
 Als wäret ihr lebendig eingemauert,
 Und nur von eurem Fette zehrt,
 Da ist es wohl nicht fragenswerth,
 Warum so gar das Gehen euch beschwert.
 Denn bei der übertriebenen Ruh
 Nimmt unsre Trägheit täglich zu;
 Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
 Wird täglich mehr darin geübt.

Ein Knabe und die Mücken.

„Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket
 habe!“

So sagte Friß, ein kleiner muntre Knabe,
 Und hüpfte, indem er dieses sprach,
 Dem Vater schon von weitem nach.

Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine
 Mücke

Dort wieder eine Mücke stach.

Er schalt; und lief ein gutes Stück,
 Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
 Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt man ihn.

„Ha! sprach er, last ihr nicht das Ding im
 Guten bleiben:
 So sollt ihr sehn, ich will euch schon vertreiben!“

Und muthig nahm er seinen Stab
 Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie
 nicht ab,

Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen.
 So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.
 Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen
 roth,

Sitt Frik dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth

„O sieh mal, Vater! das heißt stechen!“

Ich hab's bald so, bald so versucht!

Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag
 noch Flucht.“

Frik, hub der Vater an, du hast's nicht recht
 versucht.

Geh künftig ruhig fort: so kann ich dir versprechen,

Sie werden weniger dich stechen.

Denn wer mit kleinen Feinden ficht,

Der hat vor ihnen nimmer Friede.

Am klügsten ist, man achtet ihrer nicht;

So werden sie zuletzt, des Streifens selber müde.

Gellert.

Nach Funt's Abänderung.

Von einem merkwürdigen

Korbmacher.

Im vorigen Jahrhunderte lebte in Deutschland

ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein rei-

cher und vornehmer junger Herr bewarb. Der

Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheurathet hätte?
 Er antwortete: er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. „Aber wovon?“, fragte der Alte wieder.

„Nun,“ erwiderte der Jüngling, „Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben.“

„Ich weiß;“, fuhr der Alte fort; „aber ich möchte wissen, ob sie denn nichts haben, das sicherer, als alle Güter, wäre, und was Jhuen niemand rauben könnte?“

Jüngling. Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling. Nein.

Edelmann. Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling. Und die Ursache?

Edelmann. Weil ich diese keinem Andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verlohren gehen sollten.

Jüngling. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmann, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von

ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, im Stich lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowohl, als auch seine eigne Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Edelmann zu, daß man so künstliche Korbarbeit bei ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Eltern seyn mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles Andere verloren geht! Dies wird überdem seinen vielfachen großen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon machen dürft. C.

Die aufgehende Sonne.

Schön ist die Morgensonne, schön!
Weg Trägheit! weg! Ich will sie sehn,
Kommt sie in ihrem Heldenlauf
Durch Nebel dort am Berg herauf!

Sie kommt, und alles wird erhellt:
Der Berg, der Wald, das weite Feld!
O wie, wie der die Menschen liebt,
Der dieses Licht der Sonne giebt!

Sie strahlt uns Wärme, Tag und Licht:
Strömt Freud' ins Herz und Angesicht:
O belet, Menschen, belet an
Den, der der Sonne weist die Bahn!

Wen sie erleuchtet weit und breit,
Der preise Gottes Herrlichkeit!

Der ruf und freue sich mit mir:
Gott, für die Sonne dank ich dir!

Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage.

Ja, heute, theuerste Tante, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute,
Da möcht ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gern was Schönes schenken.

An diesem Tage der frohesten Feier.
Da wäre sicher mir nichts zu theuer?
An guten Willen soll mir's nicht fehlen:
O wüß' ich Armer doch nur zu wählen!

Soll ich ein niedliches Kränzchen winden,
Sie, beste Tante, damit zu binden?
Von Maienblümchen und Federnelken? —
Doch ach! die Blumen, die Blumen welken!

Von meinen blühenden Rosensträuchen
Den besten nehmen? — Ein schwaches Zeichen
Von meiner Liebe, die ewig glühet,
Dies Rosenstöckchen, das bald verblühet!

Ha! meine Vögelchen will ich bringen,
Die sollen Ihnen ein Liedchen singen!
Auf ihrem Nestchen will ich sie greifen —
Doch ach! sie können ja noch nicht pfeifen.

So kann ich Ihnen nichts Besseres geben,
Als dieses Herz, voller Freud' und Leben!
Hör's auf, so zärtlich für Sie zu schlagen,
Wie jetzt: so mag es ein Andrei tragen!

Charlotte, Louise, Leonore, Malchen,

etwa 10 = 8 = 7 = und 6 Jahr alt.
 Charlotte (die zu den Andern ins Zimmer kommt.)

Da sitzt ihr schon wieder und näht, und ich dacht euch eben draussen im Schnee zu finden! So kommt doch, es ist so schön draussen!

Louise. Ja, so bald wir hier fertig sind.

Charlotte. Aber wie lang wird das vielleicht noch währen? mit dem ewigen Nähen!

Leonore. Nicht gar lange mehr, denn es hat schon von diesen Morgen um 6 angefangen.

Charlotte. Behüte der Himmel! — nein, das möcht ich nicht.

Louise. Und ich wette, du würdest dies doch mögen, wenn wir dir sagten, was es wäre.

Charlotte. Nun, was ist's denn?

Leonore. (pakt es an die Seite.) Ja, das sagt man nicht so gleich; wenn du rathen kannst.

Malchen. Soll ich's nicht sagen?

Louise. Nein, liebes Kind, schweig — Charlotte muß rathen.

Charlotte. O ich kann denken, es ist für die Puppe.

Malchen. O nein!

Louise. Und wenns das wäre, so sagt die Mutter, wir üben uns dabei.

Charlotte. Aber ich mag überall nicht nähen;

Louise. Und ich sags noch einmal, du wirst es mögen, wenn wir dir sagen, was wir nähen.

Charlotte. Nun so sags denn endlich.

Malchen. Nun sag ich's gewiß.

Louise. Still; Mädchen; sonst nehmen wir dich nie wieder mit bei so etwas.

Leonore. (die alles wieder hervorlangt.)
Nun sieh — und rashe.

Charlotte. (die einige Häubchen und Mützen und einige Tücher, dann einige wollene Kötchen und Kamisöler nach einander auslegt und besieht.) Das ist ja eine ganze Aussteuer — wer soll denn das haben?

Malchen. O, das muß ich sagen — ja gewiß, das muß ich.

Louise. Nun ja, das magst du denn!

Malchen. Hör einmal, Lotte — hör einmal — der arme Fritz — und seine Schwestern da, die keine Mücke nicht an hatten — und so froren, hu! hu! hu! hu!

Charlotte. Wie? die Kinder von der armen Frau, deren Mann gestorben ist, und die sich nun nichts verdienen kann?

Louise. Ja, die!

Charlotte. Aber deine Mutter und meine haben ihr ja Geld geschickt:

Leonore. Ja, aber erst kauft man Brod fürs Geld, und dann Kleider — und

Charlotte. O da können wir ihr lieber auch Kleider schicken.

Leonore. Ja, aber damit können sie ihre Kinder noch nicht anziehen.

Charlotte. Nun ich weiß, sie sind zu groß; aber dann muß sie sie kleiner machen.

Louise. Ja, das wars eben — Sieh, dies kann die arme Frau nicht.

Charlotte. Nicht! warum denn nicht?

Louise. Weil sie sich nicht in ihrer Jugend auf Handarbeit geübt hat. —

Charlotte. (mit einem Seufzer.) Nicht?

Louise. Nun haben wir die Mutter, daß sie uns einige gute starke Sachen gäbe, davon wollten wir ihr geschwind was zusammen nähen,

und ihr das auf den Abend hinbringen, damit sie doch was Warmes über'n Leib kriegten. —

Leonore. He! merkst du's nun, Zünferchen, warum wir nicht im Schnee laufen?

Charlotte. (mit einem halb erstickten Seufzer,) O ich will auch mit nähen. —

Louise, Sagl' ichs nicht — aber das wird nicht nöthig seyn

Leonore. Ei warum nicht? so werden wir desto eher fertig — sieh, da hast du noch einen halben Saum; aber grade, das sag ich dir!

Malchen. Ja grade, Lotte! sonst giebts Schelte.

Charlotte. Was du doch sagst, kleine Weisnase, als ob du recht mit arbeitetest.

Louise. In der That thut sie das. Sie hat uns alle Fäden in die Nadel gefädelt, hat uns die Säume eingeschlagen, und das wohl so grad — und ist auch nicht einmal davon gelaufen.

Charlotte. So sieh denn, Louise, ob das so recht wird?

Louise. Es ist so was, Lotte! die Stiche sind ein wenig nur zu groß — und denn gehts auch schief.

Leonore. Laß sehn! Ach, das geht ja nimmer! Komm, du sollst die Bänder an diesen Rock nähen — du! — aber ein bischen geschwind, sonst thu ich's selbst — Zi! der Saum muß ja schlechterdings wieder auf. Lotte! Lotte!

Charlotte. Ja, ich kann das noch nicht so gut, als du! ich bin das nicht so gewohnt.

Leonore. Ja, das wars eben — das ist eben schlimmer — ist das Band angenäht?

Louise. Nun, machs auch nicht zu arg mit der armen Lotte, du siehst ja, sie kanns nicht, sie hat sich nicht so darauf geübt, als wir — gieb her, Kind. So! das eine Band sieht

ja schon — (sie faßt ihn an und los läßt der Faden und das Band.) O ho! das geht wieder los.

Leonore. O herrlich! herrlich! ja, du sollst uns schön helfen.

Lotte. O, ich kann ja nicht — (weinerlich)

Louise. Laß gut sein, Kind — ich habe schon nichts mehr zu thun.

Leonore. Und ich auch nicht — mein Saum ist fertig — nun wollen wir zusammen packen. (sie legt alles in Ordnung auf einander.)

Die Mutter kommt dazu.

Mutter. Nun, Kinderchen, wie gehts? braucht ihr auch Hilfe? —

Louise. Nein, liebe Mutter, wir sind eben fertig.

Mutter. Fertig! o das ist schön; und was sagt mein Malchen, hat dir auch die Zeit lang gewährt?

Malchen. O nein, Mutter, ich hab ja immerfort zu thun gehabt.

Mutter. Brav! und da ist ja auch unsre Lotte. Hat sie etwan auch mit geholfen?

Leonore. Sie wollt es —

Louise. Ja, aber wir waren schon fertig.

Malchen. Ja, und sie —

Louise. Si! Malchen.

Mutter. Nun, Kinder, das ist schön — daß ihr fertig seyd! nun will ich euch auch eine Freude ankündigen.

Leonore. Nun?

Mutter. Da ist eben die arme Frau draussen mit all ihren vier kleinen Kindern, und nun sollt ihr die Kinder hier in die Kammer nehmen und sie ankleiden, und die Mutter damit überraschen.

Leonore. O ja!

Louise. O ja! das laßt uns thun.

Malchen. O ja! soll ich sie holen?

Mutter. Nein, ich schicke sie euch. Ihr habt doch alles zurecht?

Louise. O ja, liebe Mutter.

Mutter. Gut, so sollen sie zu euch kommen, und ich will unterdessen mit der Mutter reden, und hören, zu was für Arbeit ich sie etwa künftig brauchen kann.

(Geht, und die Kinder alle mit den Sachen in die Kammer.)

Die Mutter mit der armen Frau hinein zu den Kindern, die nun fröhlich auf sie zulaufen, sieh Mutter, sieh!

Arme Fr. O Gott, was seh ich! sind das meine Kinder? — liebste Madame. (Sie will ihr die Hand küssen.)

Mutter. Nein, gute Frau, mir gehört kein Dank dafür; meine Kinder haben ihre Geschicklichkeit im Nähen ein wenig üben wollen, und da hab ich ihnen die Freude ganz allein gelassen — wenn's gut gerathen ist, solls mir lieb seyn. (Sie besieht jedes Kind besonders)

Arme Fr. (geht umher, und will jedem Kinde die Hand küssen, welches aber keine leidet.) Dank! tausendmal. Gott belohne es ihnen! — (Sie kömmt auch zu Lotte, die sich in eine Ecke allein gestellt hat, um ihr die Hand zu küssen.) Dank tausendmal!

Lotte. (zieht die Hand weg, und fängt laut an zu weinen; schluchzend.) O nein! — o nein! — ich habe nichts genäht — ich konnte nicht.

Mutter. Was ist das, liebe Lotte? — warum weinst du so sehr?

Charlotte. O, die Frau da dankt mir — und ich habe nichts genäht — weil ich nicht kann. (sie weint noch lauter.)

Mutter. Nun stille nur, liebes Lottchen; durch Weinen wird nichts gut — aber wohl durch einen guten Vorsatz. Sage, glaubst du nun, daß es einem Mädchen nützlich und angenehm sey, sich bei Zeiten in Sändearbeiten zu üben?

Charlotte. O ja! —

Mutter. Nun? was denn für Noth? so wollen wir bald fertig werden. Du mußt nur jedesmal, statt daß du sonst dachtest: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen; dir vorstellen, daß du dir und andern damit dienen kannst, und daß, je öfterer man eine Sache übt, je leichter und besser sie geräth.

Arme Fr. O ja, liebes Mamsellchen; thue sie das ja bei Zeiten! ich bitte sie! Wollte Gott, ich hätte nicht immer in meiner Jugend gesagt: ich habe keine Lust! ich mag nicht nähen! so könnt ich jetzt vielleicht auch andern Leuten mit meiner Hände Arbeit dienen, statt daß ich — (sie weint) ist nun guten Menschen zur Last fallen muß. —

Mutter. Nun — freilich, gute Frau — wärs wohl besser gewesen — aber sie hat mir ja versprochen, von nun an wenigstens durch ihren Fleiß, was möglich ist, wieder gut zu machen. Kinder, das hab ich euch noch nicht gesagt. Diese gute Frau kriegt dort hinüber bei der Wäschereinn fürs erste eine kleine Wohnung; sie will sie bei der Wäsche brauchen; und in der Zwischenzeit, da nichts für sie zu thun ist, soll sie unsern Garten mit ausgäffen helfen.

Alle. O schön! o schön! (in die Hände klatschend) das freuet mich!

Mutter. Und ihre Kinder sollen den Tag über zu der fleißigen alten Großmutter hingehen, die die kleinen Kinder so leicht Stricken und Nähen lehrt, und dann auch wieder mit ihnen spielt.

Arme Frau. Ach ja, liebe Madam, ich werde Ihnen mein ganzes künftiges Glück danken. Sie, meine lieben Kinder, danken sie ja Gott, daß er ihnen eine brave Mutter gegeben hat, die sie früh zum Fleiß und zur Arbeit anhält: denn das ist die Quelle so vieler Freuden für uns und andre!
L. K.

M i t l e i d.

Als mich Laura gestern weinen sah,
Und mich freundlich fragte, was mir fehlte?
Und ich meinen Kummer ihr erzählte,
Ach, wie leichte ward mirs da!

Als sie liebeich schmeichelnd zu mir trat,
Ihre Thränen mit den meinen mischte,
Die sie sanft mit ihrem Tuch verwischte,
Und mich nicht zu härmen bat;

Als sie, tief gerührt von meiner Noth,
Meinen Kummer freulich mit mir theilte,
Und mit Thätigkeit zu helfen eilte,
Und ihr ganzes Taschengeld mir bot;

Ach, wie ward sie doch so innigst froh! —
Und wie glänzt ihr Angesicht von Freude —
Lange, lange kannten wir uns beide!
Aber nie sah ich sie so. —

O, nun weiß ich, was ich nie gewußt,
Weiß, es ist kein größ' Glück auf Erden,
Als ein Trost der Traurigen zu werden,
Eder als das Mitleid, keine Lust.

* *Caro sum mi* Karoline Rudolphi.

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmal,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Hast jemals eine Haut so schön bemahlt gesehn?
Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glat und schön.

So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie geh'ts denn zu,
Frau Nachbarinn,
Daß ich sowohl gelitten bin,
Da jedermann vor deiner Schönheit grauf,
Und wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal;
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleiffest du:
Inwendig bist du Gift und Galle!

Gleim.

Reiseli ed. *)

Auf nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh Unschuld übers Land,
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhlichkeit,
Mit eintrachtvollem Sinn,
Bereitet euch den Weg und streut
Zeh't Rosen vor euch hin.

Schau' um euch die Natur — wie schön
Glänzt sie jetzt überall,
In vollen Feldern, reichen Höhen,
In Wiesen, Wald und Thal!

Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.

Hier ströhm't ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und schaut der Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begeh'n.

Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß!
Für uns auch thut er, was ihr seht —
O segnet seinen Fleiß!

*) Der Herausgeber hat dies Lied, welches von dem Verfasser nur für die Dessauischen Philantropisten bestimmt war, durch ein paar kleine Abänderungen für alle Kinder brauchbar zu machen gesucht.

Ein guter Pilger wird nicht matt,
 Zeigt sich der Weg oft wild;
 Geduld und Muth bahnt euch den Pfad,
 Und er wird wieder mild.

Des Lebens Reise geht auch so
 Auf sanft und rauher Bahn;
 Bald unmuthvoll, bald wieder froh,
 Bergab und Berg hinan;

Jetzt von der Sonne Wärm' und Pracht
 Geschmeichelt und erquickt,
 Und jetzt von wilder Stürme Nacht
 Verfinstert und gedrückt.

Der Träge zaudert, steht und sagt,
 Geh' mehr zurück, als fort,
 Und kommt, stäts wartend, bis es sagt,
 Nie an gewünschten Ort.

Allein der Muth'ge reißet sich
 Fort, fort im kühnen Trab;
 Verlacht den Sturm, den Dornensich,
 Klimmt Felsen auf und ab.

Und dringt dann in den Tempel ein
 Allwo Zufriedenheit
 Und Glück im ew'gen Sonnenschein
 Ihr Siegestränze heut.

Frisch dann, ihr muntren Brüder, auf!
 Hebt muthig Hand und Fuß!
 Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
 Und Arbeit zum Genuß.

Weise.

Abendlied nach zurückgelegter Reise.

Bollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jetzt lagert euch zum Pilgerschmaus,
Last ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar ist, was ihr hier vor euch seht,
Nicht, was der Schlemmer preist:
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Sah't ihr, wie heut am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und froh bei Milch und schwarzem Brod
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr saht's — Erquickung gab,
Genüg uns allen hier!
Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und wohl uns! — sind auch wir!

Der Schlemmer nur braucht köstlich Brod
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel,
Um einmal satt zu seyn.

Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;

Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.

Nicht kann er kämpfen unsern Kampf!
Nicht siegen unsern Sieg!
Den Kampf mit dieses Lebens Müh,
Den Sieg im Lasterkrieg.

Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Schöpfung große Pracht!
Nicht öffnen seine Brust, wie wir,
Vor Gottes Gut und Macht!

Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstört des Lebens Glück;
Und schreckt von jeder großen That
Den kranken Geist zurück.

Genießt dann, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ist's, mäßig seyn.
Genießt, und mischet frohen Dank
Und laute Freuden drein!

Dann gehen wir zu unserm Freund,
Der thät'ge Menschen liebt,
Zum Schlaf in unsre Kammer ein,
Die sichere Ruh umgiebt;

Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevolem Lauf;
Und morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf!

S.

Die Gartenlust.

Ein Knabe, der die Welt und was darauf
geschah,
Nur durch das Stubenfenster sah,

Und niemals aus dem Hause kam,
Empfand so große Lust ein wenig auszugehen,
Daß ihm der Vater auf sein Flehen,
Mit in den schönen großen Garten nahm.

Erstaunend steht er da, indem er um sich sieht,
Wie liebeich alles grünt! Wie herrlich alles
blüht!

Jetzt hüpfst er fort in die belaubten Gänge,
In denen eine ganze Menge
Tonreicher Nachtigallen sang.
Er kam an einen Fels, aus dem von allen Ecken
Das Wasser in die Marmorbecken
Mit silberhellen Wirbeln sprang.

Der Knabe ward nicht satt zu sehn und sich
zu freun.

„Mein! schöner könnt es kaum im Pa-
radiese seyn!

Ach, Vater, laß mich hier doch immer
immer bleiben!

Wie will ich mir die Zeit so schön ver-
treiben.“

Der Vater that's, gieng fort und ließ den
Sohn zurück.

O wie vergnügt war der! In lauter Fröhlichkeit
Verfloß ihm unvermerkt die schöne Sommerzeit.
Bald band er einen Blumenstraus
Von Rosen, Nelken und Jasminen;
Bald las er sich zur Kost die schönsten Aepfel aus;
Und schlummerte darauf im Grünen.

Indes verstrich das Jahr: die Tage kürzten
sich;

Des Sommers sanfte Luft und linde Wärm ent-
wich;

Des Gartens schönster Schmuck, die Rosen und
die Nelken,

Begannen alle zu verwelken.

Der Nordwind riß dem Baum' die Sommerkleidung ab;
 Der Winter kam, mit ihm die weissen Flokken,
 Der Schnee, des abgefallnen Laubes Grab.
 Die Vögel zogen heim; der Quell fing an zu stocken,
 Und unser Knab' empfand des Frost's Beschwerlichkeit.

In dieser rauhen, freudenleeren Zeit,
 Da Hand und Fuß ihm schon erstärten,
 Schien ihm der sonst so schöne Garten
 Ein Ort des Schmerzes und der Pein;
 Er wünschte schon hinaus zu seyn.
 Indem er nun betrübt und matt herumspazierte,
 So kam der Vater an, der ihn nach Hause führte.

So reizet uns und so gefällt
 In unsrer Jugend uns die Welt;
 Wenn aber Muth und Kräfte schwinden,
 Wenn wir des Alters Last empfinden
 Und aller Reiz des Lebens sich verliert:
 Dann folgen — o dann folgen wir mit Freuden,
 Wenn unser aller Vater aus den Leiden
 Des Alters uns ins bessere Leben führt.
 Lichtwehr.

T i m.

Eine Mecklenburgische Geschichte.

In Mamerow, einem Dorfe im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, wohnten ein Schulmeister und ein Weber nahe bei einander. Der letztere hieß Tim.

Beiden gieng es nur kümmerlich; denn ihr Verdienst war sehr klein, so daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Tim hatte der Kinder viele.

Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie eine sehr gute Nachbarschaft und genaue Freundschaft hielten. Die Kinder ahmten den Eltern nach; außer den Schlafstunden waren sie fast immer beisammen, und es war den Eltern durch die lange Gewohnheit geworden, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

In wessen Hause sie zur Zeit des Vesper- und Abendbrods eben waren, da kriegten alle — die eigenen und des Nachbars Kinder — so viel zu essen, als Vorrath da war; und wenn in dem einen Hause Mangel war: so gab das andere her, was es vermogte; so daß der Schulmeister oft zu sagen pflegte: wenn er den Nachbar Tim nicht hätte; so müßte er oft hungrig mit seinen Kindern zu Bette gehn: und Weber Tim sprach eben so von seinem Nachbar Schulmeister.

Auf solche Weise hatten sie sich einander manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust gieng ihnen allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Tim mit seiner Familie daran nahm, vereinigte diese Leute noch mehr.

Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das Eine war nicht nur beständig kränklich, sondern auch so gebrechlich, daß es ohne Hilfe eines andern nichts vermogte. Dieses Kind war für die andern alle eine große Last, weil es nicht nur selbst nichts schaffen konnte mit seinen Händen, sondern auch noch überdem zwei andere Hände, die seiner warten mußten, zum Erwerben unbrauchbar machte.

Indes, da die Mutter des Kindes, die es immer so herzlich geliebt, und nach ihrem besten Vermögen gepflegt hatte, gestorben war: so nahm Tims Frau sich seiner so vorzüglich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlen konnte.

Der Schulmeister weinte oft heisse Dankthränen auf die Hand der Timmen, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte, und sagte: daß er vor Gottes Thron ihr das gedenken wolle, was sie an ihm und seinem Kinde thäte. Doch fühlt' er es auch, daß die Last zu groß war, die sich diese Frau, aus Freundschaft und Mitleiden, selbst aufgebürdet hatte, und entschloß sich, wieder zu heurathen.

Er machte seinen Vorsatz kund; er wurde gebilliget, und man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern könnte.

Die Wahl fiel endlich auf eines Jägers Tochter im benachbarten Dorfe. Nachbar Tim übernahm es, Anwerbung darum zu thun; und es wurde alles in kurzer Zeit so weit fertig, daß die Hochzeit schon auf einen gewissen Tag bestimmt war — aber leider! nie vollzogen wurde.

Der Schulmeister hatte überlegt, daß, wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein bischen warmes Essen vorsehen mußte. Nun hatt' er aber keinen Stock Holz im Hause. Er nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Tim seine Absicht, und gieng allein ins Holz, um sich ein bischen trocknes Holz hin und wieder abzuhauen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, und der Schulmeister kam nicht wieder. Den Tim befremdete dies etwas, weil der Schulmeister

ihm nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben würde. Er vermuthete indes, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölze begegnet wäre, und ihn mit sich zu Hause genommen hätte.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und Schwiegervater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten alle Weber Tim nach ihm. Dieser wurde äusserst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hätte. Man entschloß sich, augenblicklich ins Gehölz zu gehen und ihn zu suchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein, welch ein gräslicher Anblick! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um sich einen starken trocknen Zweig abzuhauen; hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Zweig ihm aufs Genick geschossen war, und er, von demselben zerquetscht im Baume hieng.

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesellschaft dauerte eine Weile fort, bis Tim sagte: laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunter bringen. Ich kann die gräsliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete, was vorgefallen war, an das herzogliche Amt. Dieses ließ vor der Hand das Bischen Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Tim, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verfügung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein Paar Tage darauf kam Tim zur Stadt; gieng zu dem Beamten A. . . , und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein

war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er zur höchsten Nothdürft selbst brauchte; und dies Geschenk deswegen, damit er doch ihm die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möchte; er wollte sie gerne umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaubte, daß das nicht anginge, oder ihm zu viel werden möchte: so bäte er ihn um Gottes willen (wobei die hellen Thränen ihm die Backen herunter rollten) ihm doch nur nicht das gebrechliche Kind zu nehmen.

Die Wangen glühten dem guten Beamten, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, über diese seltene Gutherzigkeit und Großmuth. Er drückte gerührt dem edlen Tim die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben sollte. Das ihm angebotene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück, und verlangte von Tim, daß er zu ihm kommen sollte, so oft er ferner Unterstützung nöthig hätte.

Freilich nur ein kleines Geschichtchen, aber voll der schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft und Mithilfe zu erleichtern suchen — Menschen, die selbst sich ihren nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um ein fremdes gebrechliches Kind nur bei sich behalten zu können, von dem sie doch nichts, als Last und Kosten haben werden, und um dessentwillen sie in Zukunft noch mehr Hunger und Kummer werden leiden müssen: Welch ein rührender Anblick! — Freilich auch ein niederschlagender Zug, daß der Arme durch Geschenke seiner Bitte Nachdruck geben zu müssen glaubt! Aber völlige Schadloshaltung an dem rechtschaffenen Beamten, der nicht nur nicht nimmt,

was ihm angeboten wird, sondern es auch mit
Bucher zurück giebt. Der Name dieses würdi-
gen Mannes ist Ackermann.

Aus den Zeitungen.

Henriette und die Mutter.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter, ich
wollte lieber das kleine Taschenbuch fertig
machen.

Mutter. Aber, Henriette, Caroline wird
den Nähbeutel lieber haben; du weißt, wie
sehr ihr deiner gefiel.

Henriette. Welcher denn?

Mutter. Der mit der Inschrift: dem Fleis-
se; der dir an deinem letzten Geburtstage ge-
schenkt ward.

Henriette. O ja — den — aber ich weiß
gewiß, das ist ihr alles eins.

Mutter. Nun meinerwegen, Henriette;
aber wie willst du fertig werden? An dem
Taschenbuche fehlt noch so viel, und an dem
Nähbeutel so wenig. Gewiß willst du Karoli-
nen doch auch gerne ein Geschenk an ihrem Ge-
burtstage mitbringen.

Henriette. O ja, das will ich auch! aber
du sollst sehen, ich will wohl fertig werden.

Mutter. Auch, wenn der Vater schon
um vier Uhr spazieren geht?

Henriette. Ach, das wird er nicht!

Mutter. Wer um vier Uhr nicht mit sei-
ner Arbeit fertig wär, sagt er, der gienge nicht mit.

Henriette. Aber ich denke, er sagte um
fünf Uhr.

Mutter. Henriette! Henriette! bedenke,
was ich dir so oft gesagt habe. Du solltest dir
den

den garstigen Fehler abgewöhnen, immer alles anders wissen und thun zu wollen, als man dir sagt, kurz, das ewige Widersprechen; oder du würdest dich einmal selbst häßlich dadurch bestrafen.

Henriette. Aber, liebe Mutter, wenn ich es doch nun gewiß weiß, daß der Vater gesagt hat, um fünf Uhr gieng er spazieren?

Mutter. Nun gut, wir wollen sehen, wer da fertig ist.

Henriette. O, das bin ich gewiß! Da steh nur, wie fleißig ich schon gewesen bin!

Mutter. Schon gut — halt dich nur nicht auf.

Henriette. Ja — aber, Mutter, diesen Strich möcht' ich doch wieder aufmachen, er geht so schief.

Mutter. Er hätt' ein wenig gerader seyn können; aber für diesmal denk ich, kann er sitzen bleiben.

Henriette. Ach nein, Mutter, er geht gar zu schief, ich muß ihn wirklich wieder aufmachen.

Mutter. Henriette, du willst dich mit Fleiß verspäten.

Henriette. Ach nein, Mutter, ich will schon fertig werden, wenn ich nur draussen in der Laube wäre.

Mutter. Und warum das?

Henriette. Ich kann ja da besser sehen.

Mutter. Aber das hält noch so viel länger auf mit dem Hin- und Hergehen.

Henriette. Ach, da bin ich ja gleich, und dann so gehts da viel geschwinder.

Mutter. Meinetwegen, meinetwegen Henriette; aber erinnere dich, wenns zum Spazier-

ren geht, und du nicht fertig bist, daß ich dir alles vorher gesagt.

Henriette. O, du sollst nur sehen, ich will gewiß fertig seyn.

(Nach einer guten Weile.)

Henriette, die Mutter, der Vater,
und andere Kinder.

Mutter. Nun, Henriette, wie wir's;
bist du fertig.

Henriette. O noch nicht, Mutter; aber es
ist auch ja doch nicht fünf Uhr.

Mutter. Fünf nicht, Henriette, aber vier.
Die Dielenuhr hat schon geschlagen.

Henriette. Die Dielenuhr? ich hab sie
nicht gehört.

Mutter. Ich aber; und wenns nun vollends
schon die Zeit wäre, da der Vater spazieren will.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter —

Mutter. Nicht! Und was bedeutet denn,
daß da getrommelt wird und alle herauskommen.

Henriette, Ja — das weiß ich — gewiß
nicht.

Hanns. Ha Henriette, wo bist du? Wir
gehen.

Henriette. Nun doch noch nicht.

Hanns. Allerdings! Hast du vergessen, daß
der Vater sagte, um vier Uhr, weil Karolinen's
Geburstag wäre? Du bist doch fertig mit deiner
Arbeit? — Sieh, diese Zeichnung bring ich
Karolinen.

Gottlieb. Und ich dies Bild.

Diedrich. Und ich diesen Brief.

Nikolas. Und ich diesen Korb.

Fritz. Na na, nur zu! Vater kommt schon.
(Alle laufen weg).

Vater, (In einiger Entfernung.) Henriette! He! Henriette! wir gehn. Du weißt, ich warte nach keinem; wenn du den Spaziergang verdient hast, so komm. Geschwind!

Henriette. (fängt an zu weinen.) Ach, nun bin ich nicht fertig.

Mutter. Ja, Henriette, das hatt' ich dir vorher gesagt.

Henriette. Ach, ich dachte, der Vater würde erst um fünf Uhr gehen.

Mutter. Ja, auch das sagt ich dir vorher, er würde um vier Uhr gehen.

Henriette. Ach, und nun muß ich allein zu Hause bleiben — und habe mich so dazu ge-
freuet! — (sie weint heftiger)

Mutter. Ja, Henriette, das weißt du, so gern ich dir die Freude gegönnt hätte: du weißt, daß ich dir's vorher gesagt habe. Der häßliche Fehler, alles besser wissen zu wollen, immer zu widersprechen, würde dich einmal selbst bestrafen. Hättest du meinem Rath gefolgt, als ich dir sagte, bei dem Nähbeutel zu bleiben, und nicht umher zu laufen, nichts wieder zu zernichten, was einmal gemacht war: so wärst du fertig geworden; ja hättest du endlich es nicht durchaus besser wissen wollen, daß der Vater um fünf und nicht um vier Uhr gieng, so wärst du auch fertig geworden, und mitgegangen! nun aber mußt du die Folge deines Fehlers ertragen.

Henriette. Ach, und nun kriegt Caroline kein Geschenk von mir? (sie weint)

Mutter. Auch das nicht, Henriette. Es kömmt alles aus der nämlichen Ursache; darin kann ich dir eben so wenig helfen. Aber wenn du es wünschest, so will ich dir einen Rath geben, dadurch dir dieser Tag auf eine andere Art noch mehr Freude geben soll, als er dir durch

den Spaziergang gegeben hätte; sage, willst du ihn hören?

Henriette. Und wodurch denn?

Mutter. Dadurch, daß du von heute an dir fest vornimmst, niemals mehr zu widersprechen, wenn verständigere Leute, als du, dir etwas sagen, sondern hübsch zu folgen, damit es dir nicht wieder so gehe, wie heute, und kein verständiger Mensch dir mehr seine Meinung sagen mag. Willst du das?

Henriette. Ach ja, Mutter — das will ich — wenn ich doch nur das Taschenbuch fertig hätte, damit ich Karolinen auch noch heute was schenken könnte.

Mutter. Mein, liebe Henriette, heute muß das so gehen, dir zum Andenken, damit du dich desto besser der bösen Folgen erinnerst, die dein ewiges Widerreden gehabt, und desto ernstlicher darauf denkst, es abzuschaffen. Aber künftigen Sonntag, wenn du Wort hältst, und diese ganze Woche den Fehler vermeidest, wollen wir beide hin, und es ihr bringen, und denn kannst du dich immer mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, da du einen so großen Fehler abgeschafft hast. Sage, gefällt dir das?

Henriette. Ach ja, liebe Mutter. (die Mutter küßt sie.)

Mutter. Nun, so kannst du auch heute wieder vergnügt seyn; aber sonst nicht.

E. K.

Thomas Morus.

Die Tugend, lieben Kinder, wird zwar schon hier in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnt; aber zuweilen findet doch die weise göttli-

Die Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeitlang Leiden aufzulegen, die sie zu einer grössern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten müssen.

Es ist euch gut, dieß im voraus zu wissen, damit es euch nicht zu sehr befremde, wenn auch euch einst Unglücksfälle treffen sollten, von denen ihr euch bewußt seyn werdet, daß ihr nicht durch eigene Verschuldung sie euch zugezogen habt. Deswegen erzähle ich euch folgende Geschichte.

Thomas Morus war von redlichen aber armen Eltern geböhren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bei Allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen ungeheuchelten Gottesfurcht.

Dadurch macht' er sich dann, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden, und jedermann suchte ihm fortzuhelfen.

Da er sich frühzeitig ausserordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, denen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand.

Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von England, welches in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein Anderer hätte dadurch eitel werden können: aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennütigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte.

Er hätte sich bereichern können: aber seine Uneigennützigkeit gieng so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmal darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um eurentwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu denen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch MORUS war dieser Versuchung, mehr als einmal, ausgesetzt: aber er widerstand ihr jedesmal mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht.

Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu seyn schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile einrichten möchte; aber MORUS antwortete ihm mit edlem Unwillen:

„Wozu dieses Geschenk? Wenn Sie Recht haben: so brauchen Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben Sie aber Unrecht, so können alle Ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu Ihrem Vortheile zu entscheiden.“

Bei einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich nicht manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdros, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte.

Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten.

Sie stellten allerlei falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtsschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er höret sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an; nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied: bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möchte, und kehrte, wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Koper, vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmal zu sehen.

Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. „Mein Vater! — o mein Vater!“ Dies war alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

„Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich hab' es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ohngeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld erfragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat.“

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten, und er that das mit einer so

unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihm selbst nicht anginge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht hindurch so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihn anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden sollte. Aber er zerfloß dabei in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüftert; er tröstete seinen Freund mit der Hofnung eines bessern, ewigen Lebens, in welchem sie sich wieder finden würden, und frug ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne allen Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angefetzte Stunde gekommen war, gieng er mit gefetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüste herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worin er alle zur Frömmigkeit und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß alle, die ihn hörten, in Thränen zerfloßen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich sogar, um den Mann noch beherzter zu machen, einen Späß, den man gefadelt hat, weil man seine Absicht dabei verkannte.

„Guter Freund, sagt er; nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verleßt.“

denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen.“

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Siedebar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Des Morgens im Walde,

den 26sten Jänner.

Wie sie da stehn, voll Kraft vom Herrn,
Die hohen Tannen nah und fern!
Wie schön der Morgensonne Glanz,
Demalf den leichten Nebelkranz!

Ach! wie in ihrer Winterkracht
Die Flur im Silberschlummer lacht!
Des freuen sich die Vögelein,
Und jubeln durch den lichten Hain.

Gott, deiner Werke sind so viel;
Und deine Güte hat kein Ziel:
Sie hat in jeder Jahreszeit
Der Freuden rund um uns gestreut.

Zwar ruhn verhüllt in dichtem Moos
Die Blumen noch im Erdenchooß
Und harren still der Schöpferkraft,
Die sie zum neuen Leben schafft.

Zwar schmückt noch nicht den Schattenbaum
Sein grünes Feierkleid, und kaum

Wagt schüchtern sich die Knosp' hervor,
Wo er den Blätterschmuck verlor;

Und doch — der herrlichen Gestalt
Des Winters! — schau! den Tannenwald,
Wie er da steht und unbewegt
Sein edles Haupt zum Himmel trägt!

Wie ihn der rasche Wind durchsaust,
Und kalt durch seine Wipfel braust!
Er steht und trinkt vom Sonnenlicht
Und achtet seiner Pfeile nicht.

Wer gab zu dieser Dämmerung, wer
Nur einen Zweig, ein Pflänzchen her?
Wer lieh ihm dieses Winterkleid,
Das aller Stürme Wuth nicht scheut!

O kommt und opfert unserm Gott,
Der ihm zu werden hier gebot!
Kommt Menschen, fühlt die Seligkeit,
Die Gottes schöne Schöpfung beut!

Karoline Rudolphi.

Denke nichts Urges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil
sein König Frieden gemacht hatte, und seiner
Dienste nun nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth,
weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben
können. Er gieng daher zu dem Minister des
Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wie-
der ein Amt geben möchte.

Der Minister, welcher ihn als einen geschick-
ten und ehrlichen Mann kannte, versprach für

ihn zu sorgen, und bat ihm, die Mittagsmahlzeit bei ihm zu essen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie, als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Prise nehmen: aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnt' er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken eingesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden habe.

Da sagt ein anderer Gast: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor jedermanns Augen umlehre. Er selbst machte den Anfang.

Alle Andre folgten seinem Beispiel. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun.

Man saate ihm, er würde dadurch sich sehr verdächtig machen: aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb wäre, und alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und gieng nach aufgehobener Tafel nach Hause.

Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermifste Dose in dem einen Schoße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit ofnen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möcht' ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Tasche nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wohl sagen: gestern konnt' ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere seyn möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armut ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterwegs eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speise zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde jedermann gesehen, und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten, und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde.

Diese Geschichte hab' ich euch, meine kleinen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht jemand kommen würde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen.

Ein Unbekannter kam und setzte sich hinein; wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt, weil der Herr des Schiffes nicht da wäre, so wollt' er in einen andern Kahn steigen.

Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?

Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde Tag: ich wollt' nur einmal in dem Hafen auf und abschiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andre Sprache.

Robert. Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Der Unbekannte. Fi! Welch ein Geiz für Ihr Alter! — den hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Robert. Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen: so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zufrauen.

Der Unbekannte. Es kann seyn, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Spazierfahrt machen; Sie sollen mir unterdes Ihre Geschichte erzählen, — — Nun wohl, mein Freund: so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse; Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Robert. Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte.

Der Unbekannte. Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch —

Robert. Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kauft er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smirna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen seyn, und fuhr also mit ab.

Allein das Schiff ward unterwegs von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tewan in dem Lande Fez, auf der Afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fordert 2000 Thaler für seine Be-

freitung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen?

Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn als Juwelierer, welches ich zu meiner Profession gewählt habe; und überdem suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nutzen.

Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung.

Ich war anfangs gesonnen, selbst hin zu reisen und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sey, und ließ allen Schiffsherren, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Der Unbekannte. Bekommen Sie denn auch wohl zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet?

Robert. Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde, und die Arbeiten, zu denen man ihn braucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeit zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattin und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Der Unbekannte. Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Robert. Er hat seinen Namen nicht verändert, er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Der Unbekannte. So! so! — Robert also bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Robert. Ja mein Herr.

Der Unbekannte. Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besser Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; sehen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg, und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmal danken konnte.

In dem Geldbeutel fanden sich sechszehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese außerordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken: aber umsonst! er war nirgends zu finden.

Die Familie fuhr indes fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die nöthige Summe zusammen zu bringen.

Eines Tages, da sie eben im Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brod und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahen sie auf einmal — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

„Ach meine Frau! Ach meine lieben Kinder!“, rief er aus, und stürzte jedem um den Hals. „Wie ist es euch möglich gewesen, mich
so

so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?“

„Seht, wie ihr mich ausstaffiert habt! Und dann noch die funfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdientet in der äussersten Dürftigkeit, worinn ich euch sehe?“

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinne und Sprache verloren und fiel endlich ohnmächtig nieder.

Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache wieder mächtig; sie umarmte noch einmal ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte:

„Siehe da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohns zu danken.“

„Dieses edle treffliche Kind hat ohne Zweifel Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen.“

„Siehe, wie er das Glück, dich wieder zu sehen, empfindet! Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen!“

Die Mutter flücht zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt

man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Macht zu sprechen.

Der Vater hingegen schweigt auf einmal ganz still; steht in Gedanken; wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht:

„Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, ohne sie durch irgend eine schlechte That erkaufte zu seyn? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus, und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu seyn.“

„Beruhigen Sie sich mein Vater, antwortet der junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth.“

„Nicht mir, nicht uns allen haben Sie Ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter, meine Mutter! jener Unbekannte, der mir seine Borse gab — gewiß ist er es! Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn auffuchen, wo er auch seyn mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen!“

Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater ward dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, giengen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von statfen. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder alle versorgt, und glücklich, genießt

ßen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den unaufhörlichen Nachforschungen des Sohns gelänge, jenen verborgenen Wohlthäter zu entdecken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten.

Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hasen spazieren gieng. — „Ach, mein Schutzengel!“ war alles, was er aussprechen konnte: und mit diesen Worten warf er sich zu seinen Füßen, wo er ohne Bewußtseyn niedersiel.

Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Wasser wieder zu sich selbst. Dann fragt er ihn um die Ursache dieses seines Zustandes.

Der junge Robert. Ach, mein Herr! können Sie darnach fragen? Haben Sie den Robert und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater wiedergaben?

Der Unbekannte. Sie irren sich, mein Freund! ich kenne Sie nicht, und Sie können mich auch nicht kennen; denn ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich hier. —

Der junge Robert. Alles das kann seyn; aber Sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei Jahren auch hier waren; daß Sie im Hasen spazieren fuhren und so großen Antheil an meinem Unglücke nahmen! was für Fragen Sie mir thaten, damit Sie in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden. — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Ketter einer ganzen Familie sind, der nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen?

O versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht; theilen Sie Ihre Freude, vermischen Sie die Thränen Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit. Kommen Sie! —

Der Unbekannte. Gemäch, mein lieber Freund! Ich hab' es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich.

Der junge Robert. Nein, mein Herr, ich irre mich nicht; Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie, edler Mann. —

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fort zu ziehen, und das Volk versammelte sich um Beide herum.

Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaften und gesehrtan Ton an. „Mein Herr, sagt er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß Sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich da der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.“

Welche Grausamkeit! rief der junge Robert aus. Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen? Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eignes Werk zu betrachten.“

Hier raste der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu so einer ausnehmenden Wollust, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volks

den starrsehenden Augen des jungen Roberts,
und hinterläßt der erstaunten Menge das Bei-
spiel eines Edelmuths, dergleichen es noch nie
gesehen hatte.

Der junge Robert war außer sich. Man
sah sich genöthiget, ihn nach Hause zu fragen,
wo endlich ein Strohm wohlthätiger Thränen
ihm Linderung schaffte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten er-
fuhr man, ganz von ungefähr, daß er der Prä-
sident von Montesquieu gewesen sey, einer der
vortreflichsten französischen Schriftsteller.

Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht;
aber diese einzige schöne That macht ihm mehr
Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit
der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle. —
Einem Vater haben wir,
Einen Schöpfer alle.

Einen Vater in der Höh,
Der uns alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut und Klee,
Milch und Weizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,

Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hülften wohnen.

Wohl mir! auch auf mich sein Kind
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlst ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen.

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden;
Blieb' ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden:

Glücklich könnt' ich dann nicht seyn,
Einsam und verlassen
Wüß' ich erst die Menschen scheun,
Dann mich selber hassen,

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag es wonnevoll
Unter euren Küßen!

Glücklich oder elend, mir
Seyd ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen;

Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen;
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken!

An die Nachtigall,

den ersten Mai 1779.

Willkommen, süße Kleine,
In unsern Blüthenhaine;
Sey tausendmal willkommen hier,
Die Frühlingsfreude kommt mit dir!

O laß dich bei uns nieder,
Komm, gönn' uns deine Lieder!
Mit all' der süßen Zauberei:
Komm, bau dein Hütchen ohne Scheu.

Du sollst hier sicher wohnen,
Wir wollen freu dich schonen,
Und deine lieben Kinder auch:
Das Schönen ist so unser Brauch.

Denn wir sind nicht Despoten. *)
Nicht mürrische Seloten. **)

*) Herrschsüchtige Leute, die ihre Untergebene als
Sklaven behandeln.

**) Leute, welche alle diejenigen verdammen und ver-
folgen, die nicht eben so denken und reden, als sie.

Du sollst dich deines Frühlings freun,
Und uns nur desto lieber seyn,

Sollst sehn, wie wir dich ehren;
Sollst, Vögelchen, uns lehren
Uns unsers Lebens auch erfreun,
Und sorgenlos, wie du, zu seyn.

Wolln dich nicht rezensiren, *)
Wolln lieber dich studieren;
Und nicht verdrehn der Lieder Sinn,
Du liebe kleine Meisterin.

Auch solls dir niemals mangeln;
Sollst nicht nach Würmchen angeln,
Sollst Herrinn aller Maden seyn,
In diesem ganzen Blüthenhain.

Komm, laß dich bei uns nieder,
Du Meisterin der Lieder;
Wo sich dein Stimmchen hören ließ,
Da fand ich stets ein Paradies.

Karoline Rudolphi.

Der Mai.

Der Nachtigal reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder,
Dich, lieblicher Frühling, ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche
Nun schwazet der gaukelnde Staat.

*) Wir wollen deinen Gesang nicht so beurtheilen
und tadeln, wie man die neuen Bücher in den
gelehrten Zeitungen zu beurtheilen pflegt.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
 Wie liebreich blümt sich die Erde!
 Wie jugendlich schimmert die Welt!
 Die Tauben verdoppeln die Küsse;
 Der Entich besucht die Flüsse;
 Der lustige Sperling sein Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime!
 Nun prangen mit Blätter die Bäume;
 Nun schwindet des Winters Gestalt;
 Nun rauschen lebendige Quellen;
 Nun tränken die spielenden Wellen
 Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen;
 Nun rufen euch eure Schalmeien,
 Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
 Ihr springt und jauchzet im Sprunge;
 Der Knecht hebt mit muthigem Schwunge
 Das leichtere Mädchen empor.

O freut euch in Unschuld der Wonne
 Des Frühlings, bald flammet die Sonne
 Euch näher in heisserer Glut.
 Wie reizt die Stadt euch zum Neide!
 In Dörfern wohnt Unschuld und Freude
 Gesundheit und fröhlicher Muth.

Sagedorn.

Ein Theil der zweckmäßigen Abänderungen dieses
 Liedes rührt von dem würdigen Herrn Funt, Rek-
 tor der Magdeburgischen Domschule, her.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen
 So lang uns Lenz und Jugend blüht?
 Wer wollt in seinen Blüthentagen

Die Stirn in düstre Falten ziehn?
 Die Freude winkt auf allen Wegen
 Die durch dies Pilgerleben gehn:
 Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
 Wenn wir am Scheidewege stehn,

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
 Noch ist die Laube kühl und grün;
 Noch scheint der liebe Mond so helle,
 Wie'er durch Adams Bäume schien;
 Noch macht der Saft der Purpurtraube
 Des Menschen frankes Herz gesund;
 Noch labt in der Abendlaube
 Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.
 Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
 Dem Jüngling hohe Wonne zu:
 Noch ströhm, wenn ihre Lieder schallen,
 Selbst in zerrißne Seelen Ruh.
 O wunderschön ist Gottes Erde,
 Und werth, darauf vergnügt zu seyn;
 Drum will ich, bis ich Engel werde,
 Mich dieser schönen Erde freun.

Söly.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt im Siegesston
 Verkünd' es mein Gedicht,
 Und mancher Mann mit seiner Kron
 Und Zepfer ist es nicht.
 Und wär' er's auch; nun immerhin!
 Mag er's! so ist, er was ich bin.
 Des Sultans Pracht, des Mogols Gold
 Des Glück — wie hieß er doch,
 Der als er Herr war von der Welt,
 Zum Mond hinauf sah noch? —

Ich wünsche nichts von alle dem;
 Zu lächeln drob fällt mir bequem.
 Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
 Was hälft mir Geld und Ehr?
 Das, was ich hab', ist mir genug,
 Wer klug ist, wünscht nicht sehr:
 Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
 So ist man darum doch nicht satt.
 Und Geld und Ehr ist obendrauf,
 Ein sehr zerbrechlich Glas.
 Der Dinge wunderbarer Lauf
 (Erfahrung lehret das)
 Verändert wenig oft in viel,
 Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.
 Recht thun und edel sehn und gut,
 Ist mehr, als Geld und Ehr;
 Da hat man immer guten Muth
 Und Freude um sich her;
 Und man ist brav und mit sich eins,
 Scheucht kein Geschöpf und fürchtet keins.
 Ich bin vergnügt, im Siegeston
 Verkünd' es mein Gedicht.
 Und mancher Mann mit seiner Kron
 Und Szepter ist es nicht.
 Und wär' er's auch; nun, immerhin!
 Mag er's! so ist er, was ich bin.

Claudius.

I r i n.

An einem schönen Abend fuhr
 Irin mit seinem Sohn im Kahn

Aufs Meer, um Neusen in das Schilf
 Zu legen, welches rings umher,
 Der nahen Inseln Strand umgab.
 Die Sonne tauchte sich bereits
 Ins Meer, und Purpurfarbe floss
 Vom Himmel in die Fluth herab.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
 Auf jede Schönheit der Natur
 Zu merken, sprach jetzt:

„O wie schön
 Ist jetzt die Gegend! sieh den Schwan,
 Sieh, wie von seiner Brut umringt,
 Er in die Fluth sich taucht!
 Wie heimlich flüstert dort am Strand
 Der schlanken Espen zitternd Laub;
 Und o wie reizend wallt die Saat
 In sanften grünen Wellen fort!
 O was für Anmuth hauchen jetzt
 Gestad' und Meer und Himmel aus!
 Wie schön ist alles, und wie froh
 Und glücklich macht uns die Natur.“

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
 Und glücklich, und du wirst durch sie
 Glückselig seyn dein Lebenlang,
 Wenn du nie von der Tugend weichst,
 Und wenn nicht wilde Leidenschaft
 Der Schönheit sanft Gefühl in dir
 Zerstöret. —

O Geliebtester
 Ich werde nun in kurzem dich
 Verlassen, und die schöne Welt,
 Um in noch schönern Gegenden
 Glückseliger, als hier, zu seyn.
 O bleib der Tugend immer treu
 Und weine mit den Weinenden!
 Sieh gern von deinem Borrath, gern

Den Armen; hilf, so viel du kannst,
 Zum Wohl der Welt! Sey arbeitsam!
 Erheb dein Herz empor zu Gott,
 Dem Wind und Meer gehorsam sind,
 Der alles uns zum Besten lenkt.
 Wähl lieber Mangel, Schand und Tod,
 Eh' du in Bosheit willigest.
 Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
 Ein ruhig Herz macht unser Glück.

So, mein Geliebter, dach' ich stets,
 Und war stets glücklich. Und wiewohl
 Ich achtzigmale schon den Wald
 Um unsre Hütte grünen sah;
 So ist mein langes Leben doch,
 Gleich einem heitern Frühlingstag,
 Vergangen unter Freud und Lust.
 Zwar hab ich auch manch Ungemach
 Erlitten. Als dein Bruder starb,
 Da flossen ach! der Thränen viel,
 Und alles, alles schien mir schwarz!
 Auch faßte oft mich auf dem Meer,
 Im leichten Kahn, der Sturm, und warf
 Mich mit den Wellen hoch empor.
 Dann stürzten donnernd sie herab;
 Ich stürzte mit, und meinte dann,
 Daß zwischen jeder Welle mir
 Ein furchtbar Grab sich öfnete.

Allein bald legte sich der Zorn
 Des Windes, und die Luft ward hell:
 Und ich erblick' in stiller Fluth
 Des Himmels Bild. Der blaue Skör
 Mit rothen Augen sah empor
 Aus seiner Höhl' in tiefer See;
 Und alles Volk des weiten Meers
 Spielt' auf der Fluth im Sonnenschein,
 Und Ruh und Freude kam zurück.

In meine Brust.

Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht,
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen, seyn.

O Sohn, sey fromm und tugendhaft!
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt stets diese Welt dir schön.

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm und sprach:
Nein, Vater, nein! du stirbst noch nicht:
Du lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'

Indessen hatten sie
Die Keusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weisse Meer; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heiliger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Kleist.

Auch die Veränderungen dieses Stücks rühren
größtentheils von Herrn Gant her.

Die Freundschaft.

Lexander und Selin, zweien Freunde, die
Ein gleiches Herz und gleicher Edelmuth

Verbänden, trafen in Geschäften ein
 Zusammen eine Fahrt durchs weite Weltmeer an.
 Die Winde wehten erst der Gegend zu,
 Die schon die Reisenden im Geiste sahn.
 Das Ufer stoh, und bald erblickten sie
 Ringsum nur Luft und Meer. Das Firmament
 War heiter und voll Glanz. Sie segelten
 In seinem Widerschein geruhig fort,
 Und naheten sich bereits der Reise Ziel:
 Als schnell ein reißender Orkan erwacht,
 Der peitscht das Meer, durchwühlt den tiefen
 Grund,
 Treibt Bergen gleich, die hohen Wogen fort,
 Und schleudert mächtig gegen einen Fels
 Das Schif. Es scheitert.

Jeder sucht dem Tod'
 Auf Stücken von dem Schiffe zu entfliehn.
 Den beiden Freunden ward ein Bret zu theil;
 Allein es war zu leicht für seine Last.
 „Wir sinken! sprach Selin! das Bret erträgt
 Uns beide nicht! o Freund, leb' ewig wohl!
 Du mußt erhalten seyn; an dir verliert
 Das Wohl der Welt zu viel; und ohne dich
 Wä'r' mir das Leben doch nur eine Qual.“

Nein, sprach Leander, nein, ich sterb'
 o Freund! —
 Allein Selin verlief zu schnell das Bret,
 Und übergab getrost dem nassen Grab
 Der Wasserrwogen sich.

Die Vorsehung,
 Die über alles wacht, sah seine Treu
 Und seine Großmuth an, und ließ das Meer
 Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trugs
 Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.

Er fand Leandern schon daselbst. — D'wer
 Beschreibt die namenlose Freude, die

Sie beide fühlten! — Sie umarmten sich
Mit einer Thränenfluth.

Leander sprach:

O allzutreuer Freund, in was für Quaal
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! Ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt;
Was du thatst, wollt ich thun: denn ohne dich
Wünschst ich das Leben nicht.

Geliebtester,

Was wär ich ohne dich? versetzt Selin.
Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm, laß uns ihn, der uns vom Tod befreit,
Verehren, und ihm ganz das Leben weihn.

Sie knieten weinend an das Ufer hin
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihr Gebet drang durch die Wolken
Zu Gott.

Leander theilte mit Selin,
Der arm an Geld, doch reich an Tugend war,
All seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch beglückter fand.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus,
Und lange waren sie der Nebenmenschen Glück.

Kleist.

Die guten Beispiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Scheelsucht oder Harm
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Erd' und Grillen,
Mit Dank und hohem Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr

Ihr schielet nie die Elster nach:
 Sie gönnt ihr ihre Flügel,
 Und hüpfet lustig um den Bach,
 Und lustig auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön
 Vor unsern Stoffen allen!
 Allein die Krähe kann sie sehn
 Von Misgunst unbesallen.

Wann denkt der muntre Spaz' daran,
 Daß ihn Verachtung drücket?
 Er gaukelt froh, singt, was er kann,
 Und schmauset, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
 Habt Dank für gute Lehren!
 Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
 Mein eignes Glück mir stöhren.

Fuchs.

Zufriedenheit.

Gott hat mir, was mein Herz begehrt
 Nicht minder oder mehr bescheert,
 Ein ärmlich kleines Hütchen nur
 Auf dieser stillen Schäferflur.

Da sprech' ich Pracht und Reichthum Hoh'n,
 Und gäb' um keine Königs-kron
 Die Blümchen meiner Flur dahin,
 Die mir zum leichtern Kranze blüh'n!

Ein klares Bächlein rieselt hier
 Vorbei, vor meiner Hütte Thür;
 Da sitz' ich manchen lieben Tag
 Und denke Gottes Milde nach;

Und dank' ihm: daß er diese Welt
 So herrlich schuf und auch erhält,
 Daß er mir gab gesundes Blut,
 Genügsamkeit, und frohen Muth.

Und steh ihn: „laß so still und rein,
 „Wie dieser Bach, mein Leben seyn,
 „Und nimm, hab' ich vollbracht den Lauf,
 „Mich in den schönern Himmel auf!“
 Aemilia.

Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich seyn,
 Keine Weis' und keine Sitte hören;
 Will mich wälzen und vor Freude schreien,
 Und der König soll mir das nicht wehren!

Denn er kommt mit seiner Freudenschaar
 Heute aus der Morgenröthe Hallen,
 Einen Blumenkranz um Brust und Haar
 Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Anfliß ist ihm roth und weiß,
 Und er triefst von Thau und Duff und Segen—
 Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
 Und so lauml' ich meinem Freund entgegen!

Claudius.

Kristel, bei Betrachtung eines Kirchhofes.

Es hat doch seinen Nutzen auch,
 Da, macht auch wohl Vergnügen,

Auf einem Kirchhof so zu stehn,
Und all die Hügel anzusehn,
Worunter Leiber liegen;

Zu stehen und zu sagen sich:
„Was ist der Mensch hienieden?
Was ist der Fürst, der Untertan,
Der Bettler und der reiche Mann,
Sind Seel' und Leib geschieden?“

„Was wären wir, was würd' aus uns,
Wenn wir den Geist nicht hätten?
Ach, eine Handvoll Asch und Staub
Und ewiglich des Todes Raub
In diesen finstern Betten!“

Und wenn man diese schöne Welt
Dann wiederum bedenket.

Zu sagen: „Gütger Himmel mein!
Wie schön muß wohl nicht jene seyn,
Die Gott den Frommen schenket?“

„Schon diese, wahrlich! ist es werth,
Daß man sich ihrer freue;
Und nicht das Bischen Ungemach,
Das auch wohl Fromme treffen mag,
Darin so mächtig scheue!“

„Denn lohnt nicht der, der sie erschuf!
Dies Bischen Erdenleiden,
Dem Fürsten und dem Untertan,
War er nur hier ein braver Mann,
Mit ew'gen Himmelsfreuden?“

O wenn ich dieses so bedenk,
Kann ich euch Hügel schauen;
Und macht mir euer dickes Moos,
Und euer enger kalter Schooß
Auch nicht das mindste Grauen!

Ja, käm, so wahr ich Kristel heiß!
 Zehst gleich der Tod herüber;
 Mit dreistem Blick nach ihm gewandt,
 Faßt ich ihn bei der Knochenhand,
 Und fragt ihn: willst mich, Lieber?
 v. Str.

Zufriedenheit.

Wir ward das allerbeste Loos,
 Zufriedenheit, zu Theil;
 Kein König, wär er noch so groß,
 Macht mir um Gold dies feil;
 Hab' ich nur immer frohen Muth,
 Was frag ich denn nach Gold und Gut?

Viel mehr, als Ehr' und Rang und Geld,
 Beglückt ein leichter Sinn;
 Was hilft mir eine ganze Welt,
 Wenn ich nicht ruhig bin?
 Wenn Unzufriedenheit mich plagt,
 Und wie ein Wurm am Leben nagt?

Gottlob! zu meiner Hütte naht
 Sich diese Feindin nie!
 Ich bin zufrieden früh und spat,
 Zufrieden spat und früh,
 Und achte weder Geld noch Gut,
 Behalt ich nur den frohen Muth.

Memilia.

Der Fönix und die andern Vögel.

Der Fönix zeigte sich,
 (Ihr wißt, in hundert Jahren *)

*) Wie die Fabel sagt.

Sieht man ihn einmal nur) gleich sammelten die
Schaaren

Der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
Den seltenen Gast. Die Elstern und die Staaren

Die schwazten viel von seiner Schönheit und Gesang;
Der Kabe lobte sein Gefieder,

Von seinem Scharfsinn schalt' das Lob der Eule wie-
der,

Und Pfauen rühmten seiner Stimme Klang.

Die Neugier ihn zu sehn, reizt' auch die
Zurfelstaube.

Sie staunt ihn an — dann girt sie ihrem Zauber zu:
Geliebter, er ist schön; allein ich glaube,

So glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu seyn?

Er ist ja! — armer Fönix! — ganz allein,
Und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Aus dem deutschen Merkur.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den grünen Wald
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur;

Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammentam, um in ein wärmres Land

Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß

Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,

Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt; mit Recht trifft also mich

Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reif' ergehn! Mir, dem der Schmerz

Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug?

Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoff
Der Grausame mich nicht?

Indessen weht
Ein guter Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jeh't die Keis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Luste
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreut war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Kuhn, sah er das besre Land,
Den mildern Himmel, der ihn plöblich heilt;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Kedlichen, die ihr mit Gram erfüllt,
Das Leben oft beseufzt, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur.
Jenseits des Ufers gib't's ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Kleist.

Die Freundschaft.

Soll ich mit finstern Blick und fräge,
Tief in mich selbst verhüllet, gehn?
Nicht Blumen pflücken, die am Wege,
Wie Gottes Rauchaltäre, stehn?
Vorübereilend frostig grüßen
Den guten frommen Wandersmann;
Nicht freundschaftlich mich an ihn schließen,
Und, ach! so lang ich immer kann,
Das Glück, ein Mensch zu seyn, genießen?

Es ist so reizend, seinen Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat;

Mit einem Freunde nachzuspüren;
 So reizend mit geschlungner Hand,
 An einer jähen Tiefe Rand,
 Auf morschen Stegen, sich zu führen;
 Dem Durstenden aus hohler Hand
 Den ersten Labetrunk zu bringen;
 Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
 Und Wanderern Verderben dräun,
 Mit ihm des Mantels Schuh zu theilen,
 Und ihm zu Liebe gern verweilen,
 Sein Führer und sein Schuh zu seyn.
 Noch reizender, des Schöpfers Macht
 Aus voller Brust mit ihm zu preisen;
 In einer hohen Linde Nacht
 Am Tische der Natur zu speisen,
 Bei jedem sauern Lebensgang
 Sich zu ermuntern mit Geschwäßen,
 Und unter freudigem Gesang,
 An fühle Bäche sich zu setzen.

O Freundschaft, erstgebohrnes Kind

Des liebevollsten der Wesen,
 Süß, wie die Träume vom Genesen,
 Dem hoffnungslosen Kranken sind!
 O, dieses Lebens Labirinth,
 Was wär es ohne dich? Verbreite
 Dein mildes Licht auf meinen Schrit!
 Stolz auf dein göttliches Geleite,
 Geh ich, wohin du führest, mit.
 Als Knaben hast du mich getragen,
 Als Jüngling warnend mich gelenkt;
 Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
 Auf Wunden, die du mir geschlagen,
 Mit neuen Freuden mich getränkt!

Dich will ich im Genuß verehren,
 Dir will ich danken im Verlust!

Es stillen sich des Abschieds Zähren
 An eines neuen Freundes Brust.

Oft, wenn das wunde Herz noch blühet,
 Führt den Gefährten unvermuthet
 Ein Umweg wieder auf uns zu;
 Die frühe sich verloren hatten,
 Begegnen sich im Abendhatten,
 Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

An einen Kanarienvogel.

Du bist zu beneiden,
 Muntres kleines Thier!
 Alle deine Freuden
 Schöpfest du aus dir.
 In der engen Klaufe
 Ist dir herzlich wohl,
 Findest du zum Schmause
 Nur dein Näpfschen voll.

Dann bist du geschieden
 Von der ganzen Welt,
 Gönnt ihr Krieg und Frieden,
 Wie es ihr gefällt;
 Hüpfest hin und wieder,
 Meidest keinen Thor,
 Singest deine Lieder
 Nur dir selber vor.

Lob und Tadel störet
 Deine Ruhe nie;
 Obs gleich niemand höret,
 Singst du gerne früh.
 Und wenn alle Weisen
 Weit und breit umher
 Vor dir stehen und preisen
 Gibst du doch nichts mehr.

Was du hast, ist wenig;
 Dennoch gibst du's nicht

Selbst dem größten König
Um ein hold Gesicht;
Da auf deinem Stecken
Kennst du keinen Spas;
Will der Held dich necken,
Kneipest du ihn baß.

Lieber Vogel, höre:
Vogel auf zu seyn,
Solch ein Vorschlag wäre,
Mir nun wohl zu klein.
Gar zu kurzes Leben
Schenk' der Himmel euch;
Seyd uns auch darneben
Nicht im Köpfchen gleich.

Doch in meinem Gleise,
Wie der Mann im Faß,^{*)}
Eurer freyen Weise
Nachzuahmen, das
Ist ja auszuführen:
Lieber Vogel das
Mögl' ich auch studiren,
Wie der Mann im Faß.

Overbeck.

Einladung an zwei Freundinnen.

(Abends in der Laube.)

Schön ist dieser Abend — schön!
Meine Rosenstöcke stehn
Lachend um mich her und blühn,
Und die Laube ist so grün!
Und so freundlich schien gewiß
Nur der Mond ins Paradies!

*) Diogenes.

Kommt, ihr Lieben, kommt mit mir
 Zur Jugend euch zu freun!
 Unfre Pfade wollen wir
 Dicht mit Blumen überstreun!
 Hier ist Fülle! — o genießt,
 Eh' der Lenz vorüberfließt!

Unmuth ist oft bloßer Wahn;
 Laßt uns ewig ihm entfliehn!
 Auch auf rauher Felsenbahn
 Sieht man oft ein Blümchen blühn;
 Selig, wer es dankbar pflückt,
 Und nicht achlos niederdrückt!

Macht dies kurze Leben nicht
 Durch Verdruß euch selbst zur Quaal!
 Denkt, durch düstre Wolken bricht
 Auch wohl oft ein Sonnenstrahl. —
 Freut, so lang es Gott gefällt —
 Freut euch seiner schönen Welt!

Amalia.

An ein kleines Landmädchen.

Meiner Engel, Schooskind der Natur,
 Kränze dich mit Blumen deiner Flur!
 Lächl' umher mit deinen Taubenblicken,
 Lächl' in aller Menschen Herz Entzücken!
 Hüpf, süßes Mädchen, hüpf hin
 So in deinem unbefangnen Sinn!

Unschuld goß auf dich ihr ganzes Bild,
 Schuf dein kleines Herz so weich und mild,
 Wiegte dich im stillen Hain der Liebe
 Nährete sorgsam deine zarten Triebe;
 Und so nahm dich deine Mutter hin
 Aus dem Arm der hohen Pflegerin.

Mädchen, Mädchen, freu dich deiner Flur;
Freude wohnt bei frommer Unschuld nur.
Neugle nie, gleich andern Bäuerinnen,
Nach den überfüchten Städterinnen;
Manche weinten, wenn sie Hütten sahn,
Thränen, welche Gott kaum stillen kann.

Overbeck.

Loblied.

Groß ist der Herr! Verkündigt alle ihn
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, tanzt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse rauschet es!
Es neige sich der Dainen hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr' im Hain;
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Ihr Felsenberge, die sein Blickstrahl traf,
Eu'r Dampf sey Weihrauch ihm!

Der Erden und der Himmel Wiederhal
Sing' ihm ein lautes Lob!
Und du, der Erden Herr; o Mensch, zerfleuß
In Lieb' und Dankbarkeit!

Dich hat er, mehr als alles, hochbeglückt:
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen schaut und kennt
Die Räder der Natur.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigt mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
 Im Sonnenschein und Sturm!
 Wann's schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
 Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
 Trau ihm, und sing' ihm Lob!
 Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
 Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
 Er gab, statt Golds und Ruhms,
 Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
 Und Freund' und Gnügsamkeit.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehst,
 Mehr brauch ich nicht zum Glück.
 Ich will im Staub', ein schwacher Wurm vor dir,
 Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
 Mit dir beschäftigen,
 Und seufzen laut und nach dem Himmel sehn,
 Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad' des Meers und dich
 In jeder Woge sehn,
 Und hören dich im Sturm, bewundern in
 Der Auen Teppich dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
 Zerriffne Wolken sehn.
 Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
 In heil'ge Träume wiegt.

Kleist.

Nachtrag von Sprichwörtern und Sittensprüchen. *)

Das Glück hilft denen, die sich selber helfen.
Faulheit bringt Krankheit.

Ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank.

Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.

Trägheit geht langsam voran und Armuth
geht geschwind hinter her.

Treibe du dein Geschäft, und laß dich nicht
von deinem Geschäfte treiben.

Früh zu Bett und früh wieder auf,

Macht weiß und gesund und reich in Lauf.

Wer von Hofnung lebt, stirbt an Fasten.

Kein Gewinn ohne Mühe.

Lotterieloose sind Eingangszettel ins Armen-
haus.

Wer ein Land hat, muß eine Hand haben;
wer ein Gewerbe hat, hat ein Gut, und wer
einen Beruf hat, hat ein Amt, das ihm Geld
und Ehre bringen kann. Aber das Land muß
fleißig bearbeitet, das Gewerbe getrieben und
der Beruf besorgt werden.

Ein Fleißiger stirbt niemals Hunger.

Dem Fleißigen guckt der Hunger wohl ins
Fenster, kömmt aber niemals in die Thür.

Als der Hungrige schlief,

Pflügte der Fleißige tief.

Und hatte Korn, als der Käufer rief.

Fasse nie ein Werkzeug mit spizigen Fingern
an; denn die Kasse, welche Handschuh trug, fing
keine Mäuse.

*) Zu denjenigen, welche in der Neuen Methode, die
Kinder auf eine leichte und angenehme Weise
lesen zu lehren, von J. S. Campe, enthalten sind.

Fleiß ist der Vater des Glücks, und Gott giebt alle Dinge dem Fleißigen.

Arbeit' heut! denn wir wissen nicht, ob Morgen seyn wird.

Der Tropfenfall höhlt endlich den härtesten Stein aus.

Wenn du ein Geschäft gut willst ausgerichtet haben; so thu' es selbst; wo nicht, so schicke jemand anders.

Des Herrn Auge hilft mehr, als seine beiden Hände.

Eine kleine Nachlässigkeit bringt oft großes Unglück.

Da ein Hufnagel fehlte, gieng das Hufeisen verloren; durch den Verlust des Hufeisens der Huf; mit dem Hufe das Pferd; mit dem Pferde der Reuter. Er blieb stecken im Morast und verhungerte, weil er nicht für den Hufnagel gesorgt hatte.

Wer die Kunst zu sparen nicht versteht, mag die Nase Tag und Nacht über der Arbeit haben; er wird doch als ein Bettler sterben.

Eine fette Küche macht einen magern Beutel.

Weil die Weiber vergaßen das Spinnen und Knülten,

Die Männer beim Wein über Staatssachen striffen,

Sind viele von Haus und Hof geschriffen.

Durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Antertau zerbeißen.

Durch wiederholte kleine Streiche fällt zulezt die größte Eiche.

Fliehe die Vergnügungen, und sie werden dir nachlaufen, aber sie werden vor dir stehen, wenn du ihnen nachläufft.

Ein Stein, der oft den Ort verändert, be-
graset nicht.

Drei Veränderungen seines Wohnsitzes sind
so gut, als eine Feuersbrunst.

Durch alles Gold aus ganz Indien ist Spa-
nien nicht reich worden, weil es mehr ausgab,
als einnahm.

Es kostet mehr eine Narrheit zu halten, als
zwei Kinder.

Ein kleines Loch versenkt die größten Schiffe.

Kaufe das, was du nicht brauchst, so wirst
du bald verkaufen müssen, was du brauchst.

Was man nicht braucht, ist allezeit zu theuer,
auch wenn es noch so wohlfeil wäre.

Viele sind arm worden dadurch, daß sie viel
um ein Spottgeld einkauften.

Samet und Seide können das Feuer in der
Küche auslöschten.

Der Pflugtreiber ist höher auf den Füßen,
als der Edelmann auf den Knien.

Immer heraus, nimmer hinein,
Werdet ihr bald auf den Boden seyn.

Große Schiffe können in See treiben; Bö-
te müssen am Ufer bleiben.

Der Stolz ist zu Mittag mit der Pracht,
zu Abend mit der Verachtung.

Ein lediger Sack kann schwerlich aufrecht
stehen.

Es ist leichter, zwei Oefen zu bauen, als
einen zu heizen.

Erfahrung hält eine theure Schule; aber
Narren wollen in keiner andern lernen.

Die Weisheit.

Einstens, als noch Knab' und Mann
Gern die Weisheit lieb gewann,
Gern an ihrer Seite saß:
Welche Zeiten waren das!

Diese Zeiten sind dahin,
Thorheit trübt der Leutlein Sinn,
Vielen ist der Bauch ihr Gott,
Stille Tugend wird zu Spott.

Und von ihrem Thron gebant,
Zieht die Weisheit durch das Land;
Zieht umher mit bangem Fuß,
Beut nur Schüchtern ihren Gruß.

Selig wer den Gruß versteht,
Nicht die Schüchterne verschmäht:
Sey er Jüngling oder Mann,
Bleibt sie freu ihm zugethan.

Höre, Jüngling, insgemein
Kehrt sie gern beim Jüngling ein;
Lächelt ihm ins Angesicht —
O mein Bruder, fleuch sie nicht!

Und sie geht mit ihm aufs Feld,
Zeigt ihm Gottes schöne Welt,
Zeigt ihm Hain und Wasserfall;
Gärten Gottes überall.

Und der Jüngling schaut umher,
Trinket aus dem Wonnemeer;
Und die hohe Führerin
Lenkt sein Herz zum Schöpfer hin.

Und nun kehrt sie mit ihm heim,
Pfl egt in ihm der Tugend Keim,

Trocknet ihm den edlen Schweiß,
Lohnt mit Segen seinen Fleiß.

Und ihr königlich Gebot:
Mitleid für der Brüder Noth!
Prägt sie tief in seine Brust,
Wirkt in ihm zum Volkthun Lust.

Wenn er sie dann brünstig liebt,
Unbegrenzt sich ihr ergiebt,
Mehren seine Jahre sich,
Doch sein Herz bleibt jugendlich.

Und des schönsten Lohnes werth,
Wird ihm dann das Weib bescheert,
Daß er wählle; seine Wahl
Kronen Freuden ohne Zahl.

Overbeck.

An einen tugendhaften Jüngling:

Gesundheit röthet das Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Jugend mondenhelles Licht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ah! es verrann, das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug, die Misgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du mehr, als Stadterobrer, Held!
Ich weide, Jüngling, mich an dir;
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
 Das sie sich selber sinnlos raubt,
 Das sie verschlemmet und verzecht)
 Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich himmelan
 Zu dem, der dieses Himmelszelt,
 Die Sonn' und tausend Sterne dran
 So stattlich schön, dahin gestellt,

Du denkst den Schreckgedanken nie:
 „Schön ist die Welt, schön um mich her,
 Ach! aber ich entehre sie,
 Und mir — mir ist sie freudenleer!“

Dir zwischert jede Kehle Luft,
 Die froh den dunklen Hain belebt;
 Vom Danke schwillt die volle Brust,
 Die auf zu deinem Gott sich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
 „Mir ist die Seele rein, wie du.“
 Wohin du gehst, folgt sie dir nach,
 Der Unschuld himmelvolle Ruh.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich.
 Mit diesem freyen Seelenblick!
 Aus diesem Auge fleucht in mich
 Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich ward in England ein Offizier von einem andern zum Duell herausgefordert, welcher ein Schottländer war und behauptete, jener habe von der Schottischen Nation beleidigend gesprochen. Beide waren Männer von bekanntem und bewährtem Muth.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: warum wollen wir uns denn eigentlich schlagen?

„Um meine und meines Vaterlandes Ehre!“ antwortete dieser

Nein versetzte jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog: hierum. Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick: denn Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich gieng, und dem Andern freundschaftlich die Hände reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusehen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhastigkeit.

Aus den Zeitungen.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich
durch die bangen Fluren!

Ach! wie zittern sie, die Wälder! Sod ist hinter
seinen Spuren!

Was er auf dem Wege findet, wird des raschen
Würgers Raub.

Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und
stürzt sie in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe, ihm entflie-
hen des Meeres Wellen,

Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie
zu Gebirgen schwellen,

Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewohner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach!
mit einem düstern Schleier,
Wird er bald sein Anflitz schwärzen, rauben bald
der Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hält er ihren
Lebensstrahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und er-
säuft das holde Thal.

Ach! da schwimmen Hüft' und Garten, es
ertrinken Hirt und Heerde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste
wird die Erde.

O, laß ab! laß ab! wir flehen, wir bekennen
deine Macht;
Laß die Sonn' uns wiederschauen, nimm sie von
uns, diese Nacht!

Nah sind wir dem Verderben! — Doch, wer
rief dem wilden Sturme
Aus der himmlischen Behausung? Wars nicht
Gott? Geziemts dem Wurme,
Den er Mensch heißt, wohl, zu rechten über sei-
nes Schöpfers That? —
O, er lieg' im Staub und schweige und verehre
seinen Rath.

Aber er, der Ewiggute, wollte, daß wir
selber läsen
In den Tiefen seiner Weisheit, und erkennen
sein Wesen;
Darum liegt vor uns der Schöpfung hoher wund-
ervoller Plan,
Ströhm't ein Quell dem Weisheitsfreunde, wo er
täglich schöpfen kann.

Kommt und schauet seine Werke! — Thau-
 en läßt er es und regnen,
 Linde Frühlingslüfte wehen, seine Erdenwelt zu
 segnen;
 Und der West, der Thau, der Regen, seiner Son-
 ne mildes Licht
 Sind die Boten seines Segens: aber sinds die
 Stürme nicht?

Ja, auch sie sind seine Boten; Blitze dies-
 nen seinem Willen,
 Furchtbar seine Welt zu machen, und mit Güt-
 tern zu erfüllen;
 Winterfrost wie Frühlingsäuseln, lichter Tag wie
 dicke Nacht,
 Alles brauchet er zum Werkzeug seiner Guld wie
 seiner Macht.

Wir, wir flehn oft das Verderben, und er
 giebt uns dafür Leben —
 Ruhig woll'n wir seinen Händen unser Schicksal
 übergeben,
 Wollen in Gefahr nicht zagen, stärken soll sich
 unser Muth. —
 Was von ihm, dem guten Vater, was von ihm
 kommt, das ist gut!

Karoline Rudolphi.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch Kunst gemachten Wüstenei,
 Sing eine Spinne, froh und frei,
 Als Eremit im engen Fensterrahmen,
 Begann ihr Werk, und sah dabei
 Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
 Verschiedne Vögel mancherlei
 Zu Nestern sich zusammen suchen.

Ein wohlverfahrner Hänfling zog
 Auf einen Ast, der seine Zweige bog
 Der Spinne Fenster zu beschaffen.
 In voller Arbeit hüpfte und flog
 Er hin und wieder mit dem Gatten;
 Indessen jene blos auf ihre Fäden sann,
 Und aus sich selbst den Zeug zur Hütte spann.
 „Die armen Vögelein! — hub sie an,
 Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau er-
 matten!

Was holen sie von Ost und West
 Nicht alles her, und steht das Nest:
 Dann neue Sorge! stätes Reisen
 Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu
 speisen!

Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
 Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
 Und flattern auf, und jammern; kurz:
 Ich möchte nicht mit ihnen tauschen.
 Da kann ich ohne Stroh und Leim,
 Nach eigener Lust Gezelle stricken,
 Erwarte Fliegen drin und Mücken,
 Und sitz' in mich gehüllt, daheim.
 Ich zittre nicht, daß einer mich verjage,
 Weil überall ein Winkel ist,
 Zur Wohnung mir genug, und weil zu jeder Frist
 Ich alles Meine bei mir frage.“

Der Hänfling war so eben recht
 Zum Horchen auf den Ast gekommen;
 Hatt' über sich und sein Geschlecht
 Die weise Rede wohl vernommen,
 Und flog zum Fensterrahmen hin,
 Und sagte; liebe Nachbarin!
 Ich lobe deinen klugen Sinn,
 Der zwischen kahlen finstern Mauern
 Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
 Als ich im grünen Wald' es bin.

Uns aber mußt du nicht bedauern.
 Im grünen Walde giebt es zwar
 Nicht wenig Arbeit und Gefahr,
 Und Räuber groß und klein, die täglich auf uns
 lauren;

Wir zittern oft: jedoch wer nie will frauren,
 Hat keine Freuden auch; bedünkt es dich nicht schön,
 Aus freyer Luft hinab ins reiche Thal zu sehn?
 Wir brauchen viel zum Flechten und Bewinden,
 Doch ist es Wonne, das zu finden!
 Und suchen wir ein Körnchen weit und breit,
 Dann lohnt uns Flur und Wald mit ihrer Herr-
 lichkeit.

Nicht selten wurde mir um Nest und Futter bang,
 Indessen regt' ich mich, entfloh dem Untergang,
 Und heller durch den Busch erkönnte mein Gesang.
 Ich dächte, liebe Nachbarin,
 Wir nükten das, was uns Natur gegeben,
 Zum Nisten mir, und dir zum Weben.

Jakobi.

Eine
 merkwürdige Begebenheit
 aus dem
 Leben des englischen Viceadmirals

John Byron.

Euch ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem
 süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle
 eure künftigen Tage eben so ruhig, eben so sor-
 genlos und gemächlich dahin fließen werden, als
 euch jezt die harmlose Jugendzeit verstreicht; und
 die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt

habt zu lernen, wie nöthig es sey, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeit des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt, noch der Reichthum seiner Eltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßer Erzählung euch ein kalter Schauder übersallen wird. —

John Byron, jünger englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine, seinem Stande gemäße, Erziehung geben ließ. Um seinem Vaterlande so früh, als möglich, zu dienen, widmete er sich sehr jung dem Seedienste. Seine erste Ausflucht war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, ohnmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten im Stand sey. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen: so verdienen sie für alle junge Leute als ein Spiegel, aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre gieng er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen der Eskader, mit welcher Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indiensahrer und mit allerlei Borrath zum Gebrauch der Eskader so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge la Maire, unten am Ende von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte und bald nachher durch

einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Demohngeachtet wollte der Kapitain versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hoffte, daselbst die ganze Eskader wieder vorzufinden.

Alle Offiziere riethen ihm von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden, augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich, als den Uebrigen, vorkam.

Er wurde gar bald, wiewohl zu spät, von seinem Irrthume überzeuget, und befahl, man sollte suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun habe? Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Herr Byron sagt: er habe hierbei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeusserungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. gieng auf dem Berdecke herum, schwang seinen Hirschfänger und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe ans Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten konnte. Es gelang ihnen; sie ließen in eine Defnung ein, klemten das Schiff zwischen

zwei Felsen, und klapten darauf die beiden noch übrigen Masten.

Mit Anbruch des Tages setzte man die Böle aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert: denn dieses Land war fast noch schrecklicher, als die See. Dede und unfruchtbar war alles, was sie sahen, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel.

Schon seit zweimal 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jetzt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, einer Rothgans und etwas wilden Selleri; ein lärgliches Frühstück für 140 Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren.

Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern sogar auch die See, welche sonst so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschafft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbei kamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Lecterbissen waren.

Sinige Indianer, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas wenigens von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theils der Schiffsmansschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schazes, und stürzte sie vollends in das alleräußerste Elend.

Diese unmenschlichen Leute empörten sich nemlich gegen ihren Kapitain, kündigten ihm als

len Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrathe der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit den Verlassenen das Aeufferste dulden, als mit diesen unbarmherzigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu seyn. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas wieder von ihnen erfahren.

Sie wußten jetzt, daß sie auf einer Insel wären. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Die Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt, hat man in der Folge den Namen Wagersinsel beigelegt,

Ihre Noth war jetzt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrößert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben:

Byron hatte einen kleinen indianischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein lieb gewann, so wie auch dieser wiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byrons Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, ihn doch leben zu lassen; aber vergebens! Sie nahmen ihn mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzt er sich bei ihnen nieder und

speisete mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halb vermoderten Pfoten und dem Felle, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Grösse ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen, Namens Phips, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brauchte sie, darauf, statt eines Fahrzeuges, um in die See zu fahren, und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann man sich vorstellen.

Der Kapitain war willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge, hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht der, der zwischen möglicher Todesgefahr und gewissem Hungerstod zu wählen hat? Sie schiffen sich also ein. Aber nach einer vergeblichen Arbeit von zweien Monaten, in welcher Zeit sie auf die schreckliche Weise herumgetrieben waren, sahen sie sich genöthiget, nach Wagersinsel zurück zu kehren; weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebürge herum zu kommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und viere von ihren Leuten verloren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Parthei Indianer in zwei Böten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von Chiloe zu Hause waren. Es befand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken, oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiff gerettete Eisenwerk geben

wollten, wenn er sie durch die Bay's und Buchten führen wollte, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schiffen darauf abermals ein; aber es waren ihrer jetzt nur noch dreizehn.

Diese ihre Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wohl schwerlich jemals ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinauf zu arbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer herunter sank. Der Kapitain wollte ihm keinen Bissen Essen geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte: so hart hat ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben, verlängert wurde.

Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie einmals sich in die dicken Moräste des Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis ans Knie, oft bis an die Lende hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unter des sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indianer der Barke, und ließen den Kapitain, Byron und drei andere Herren in dem allerhülfslosesten Zustande zurück.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jetzt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage eine bloße Kleinigkeit zu seyn. Aber grade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hoffnungslose Zustand sollte ihnen ein Bes

weis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden.

Indem sie nämlich ohne Trost und Hoffnung da saßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indianern. Man winkte ihnen, und sie kamen an Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strohm hinauf zu fahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barcke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barcke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung.

Zwar sah es um diese Errettung noch sehr mißlich aus; denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äusserst öde, morastig und unfruchtbar.

Zu den Beschwerlichkeiten Ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, mit dem sie unablässig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichling Uebelkeiten verursachen muß. Aber dies darf für mich kein Bewegungsgrund seyn, sie zu unterdrücken; weil grade dieser Weichling daraus lernen kann, wie gut es sey, wenn man gegen allerlei im Leben mögliche Beschwerlichkeiten sich zum Voraus abzuhärten sucht.

Da Byron und seine noch übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen: so fingen sie bald an, ganz entseßlich vom Ungeziefer zu leiden. Der Kapitain glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieser Insekten auf ihm herumkrochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sahe, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun

ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Stein darauf, in Hoffnung Hunderte auf einen Streich zu tödten.

Wessen Delikatesse sich gegen diese Erzählung empört, der denke doch, daß es der würdige, der seine Admiral Byron war, der dies erfuhr, und mehr daran litt, als selbst vom Hunger. Und sollten wir nicht einmal in der Beschreibung aushalten können, was ein solcher Mann, (wohl übrigens eben so empfindlich gegen Dinge dieser Art, als wir,) wirklich leiden mußte?

Nach verschiedenen mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte etwas zu tragen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stück von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitain gehörte. Dieser Weg gieng durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an die Lende hinein sank!

Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worin er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein da der Kapitain ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbsteisch verloren hätte, gieng er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen.

Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaftung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten kriegte. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Abbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er

in einiger Entfernung ertliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hinein gehen, bekam aber verschiedene Stöße ins Gesicht, und wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein; und da die Wilden, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten; so schiffte er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn ans Land, machten sich den Augenblick davon und ließen den armen Byron in einer dunklen und traurigen Wüste im starken Regen zurück.

Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln fanden. Aber so verhungert Byron auch war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammeln zu verlieren; und er hatte seinen Gut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten.

Jetzt fing er an sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indianer plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben, nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdes von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben; und
ein

Ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Parthei Indianer gefolgt.

Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Monat Junius, also dort mitten im Winter, als sie landeten; und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indianer nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als essen. Herr Byron sagte, der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen waren, geschwind in die Tasche zu stecken.

Ihre ferneren Schicksale zu erzählen würde zu weilläufig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt worden; bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurück zu kehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen sie endlich glücklich wieder zu London an.

Eben dieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glücklich zurück führte, um in dem gegenwärtigen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden.

Aus öffentlichen Nachrichten.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb ich wieder?
 Seh die Schöpfung, preise dich?
 Sank noch zu dem Staub nicht nieder?
 Freue deines Lebens mich? —
 Lauf erhebe sich mein Dank,
 Werde froher Lobgesang.

Werde Lobgesang, und töne
 In die Stimmen der Natur,
 Zu der Vögel Stimme; töne
 Zu dem Säuseln auf der Flur;
 Lob ihn früh, der uns gemacht,
 Der uns schützt in finst'rer Nacht!

Großer Vater, ja ich preise,
 Voll Bewundrung preis' ich dich:
 Mächtig bist du, gütig, weise;
 Und liebst mich so väterlich!
 Denn von dir, mein Gott, bedekt,
 Hat kein Unfall mich gewelt.

Schöpfer, Vater, o! wie nennen
 Deine Menschen würdig dich!
 Besser will ich dich erkennen,
 Keiner, wärmer lieben dich!
 All mein Thun sey Lobgesang,
 Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
 Dieses Prüfungsleben hier,
 Daß sich meine Seel erhebe
 Aus dem Staube, Gott, zu dir!
 So bewahr mir dies Gefühl
 Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
 Deine Sonne sehen nie,
 Und nicht voll Bewundrung stehen,
 Voll Entzücken über sie;
 Dann, o Vater werd' auch ich
 Würdiger einst preisen dich.

Karoline Rudolphi.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann
 Noch mir des Neides werth,
 Der nun mit prunkendem Gespan
 Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
 Als wär es sein Pallast;
 So stolz und kalt, nicht aufwärts sieht
 Zum Fruchtbeladnen Ast;

Durch Spiegelfenster, o Natur,
 Dich ohne Lust erblickt;
 Zu deinem Mutterfeste nur
 Die Tagelöhner schießt.

Dagegen halt' ich neidenswerth,
 Und lobe mir den Mann,
 Der sich von seinen Früchten nährt,
 Und des sich freuen kann;

Der unter seinen Bäumen wohnt,
 Oft sie zu schauen gieng,
 Bevor ein lauter Frühlings-Mond
 Die erste Blüth empfing.

Bei Regen und bei Sonnenstrahl
 Und in bereifster Nacht,
 Mit Liebesorge jedesmal
 An seine Bäume dacht;

Und so die Früchte wachsen sah,
 Von süßer Hoffnung voll,
 Und nun, der reichen Erndte nah,
 Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, den die Bäume groß
 Gewünscht und gepflegt;
 Die Birn mit Lachen in den Schooß
 Des treuen Weibes legt,

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
 Ein Häufchen Kinder singt,
 Mit Backen frisch und roth, daß kaum
 Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Gartenthür
 Die Wittwe sich, und blickt
 Aufs arme Waislein neben ihr,
 Dem keiner Früchte pflückt.

Weil er die Wittwe trösten kann
 Mit dem, was Gott bescheert:
 Deswegen lob' ich mir den Mann,
 Und halt ihn neidenswerth.

Jakobi.

Am Fenster beim Mondschein.

Nacht und Still' ist um uns her,
 Kaum ein Lüfchen regt sich mehr;
 Nur der liebe Mond bescheint
 Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind verstiegt;
 Tausend Sorgen eingewiegt;
 Und so manchem Leidenden
 Zeigt ein Traum Elisen.

Jede marternde Begier,
 Jeder Wunsch ist still in mir,
 Der wohl um das Pappenspiel
 Dieser Welt mir sonst entfiel.

Zimmer, Glück, mir gilt es gleich,
 Mache andre groß und reich;
 Denn von allem, was du hast,
 Raubt mir nichts der Seelen Kast.

Kann ich reines Herzens nur
 Dich bewundern, o Natur;
 Kann ich nur an Freundes Hand
 Wandeln bis an's Grabes Rand:

O was wünsch ich dann wohl mehr?
 Rings blühn Freuden um mich her;
 Und mit frohem leichten Sinn
 Blick ich durch das Leben hin.

Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörigte Leidenschaft besiegen könne.

„Während den Kriegen unter der Königin Anna Regierung stand ich als Fähndrich bei der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war.“

„Kaum konnt' ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen; und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhaufen, und hörte das Gepraffel der Würfel.“

„Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilsfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen.“

„Auffer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz alles, was die Natur schönes und bewundernswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltinn wahrgenommen.“

„Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wär er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so sehr verwilderten Gemüthe, niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich nicht erst zu sagen.“

„Eine Zeitlang spielt' ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!“

„So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mirs, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jezt in diesem meinen Alter mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken

daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird. „

„Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschiedt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdes meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf; ich aber war unterdes so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor. „

„Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen. „

„Wie, antwortete dieser: ich sollte mein Geld einem Spieler von Handwerke leihen? Nein, mein Herr; Sie werden mich entschuldigen. Eines muß ich jetzt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten. „

„Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich äusserst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf. „

„Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld ohne Aussicht etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollt' ich die Rekruten zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schafte, und wenn es bekannt würde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte, was konnt ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande kassiert zu werden? „

„Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer.“

„Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regiment verkauft werden sollte und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde.“

„Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Aber ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regimente seyn; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?“

„Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitain, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit dem größten Kaltfinn und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten.“

Er fragte mich: wie ich mich aus meiner Verlegenheit los zu machen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüßte, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen sollte.“

„Sogleich stand der Kapitain auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaun-

nen feßte, und sagte: Theuerster! Ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen, Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: Müßiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, alles steht zu ihrem Dienste. „

„Da, fügt' er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit und bedienen Sie sich derselben zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Rekruten. „

„Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühte mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie. „

„Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte; so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich. „

Seht, jungen Freunde, pflegte der Oberste am Ende dieser Erzählung hinzu zu fügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hilfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßiggangs das sicherste Bewahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit sey.

An den Schlaf.

Du sanfter erquickender Engel,
 Steige von deinem Hügel herab,
 Und bedecke mit leisem Gefieder
 Die Augen meiner geliebten,
 Ewig geliebten Freunde.
 Aber weiche, weiche von diesen sinnenden Augen,
 Und laß erst im Busen mich forschen:
 War ich des heufigen Tages auch werth? —
 Und wenn mich kein Verbrechen verklagt,
 (Meine Versehn, o die werden verziehn!)
 Und wenn mich kein Verbrechen verklagt,
 Dann meinen innigsten Dank hinauf,
 Still zum Himmel mich seufzen.

Süßer, erquickender, holder bist du,
 Wohnt hier erst die Ruhe,
 Lisvelk mein eigener Engel hier erst
 Beifall und Trost. Karoline Rudolphi.

Diogenes und der junge Kriton.

Zu Korinth lebte vor Zeiten ein Mann, der heiß
 Diogenes; ein höchst sonderbarer Mann! —
 Er lebte ganz ausserordentlich mäßig; kehrte sich
 an keine Gebräuche; handelte dadurch mannich-
 mal wider den Wohlstand; that aber übrigens
 sehr viel Gutes, und keinem etwas zu Leide.

Einstmals begegnete ihm Kriton, ein jun-
 ger Mensch, den er liebte, weil es ein guter unver-
 dorbener Jüngling war. „Wo willst du hin, Kri-
 ton?“, fragte Diogenes; „du bist ja so geschmückt!“,
 Zum Klinias, antwortete der Jüngling;
 Klinias giebt diesen Abend seinen Freunden ein

Gastmahl; er hat auch mich dazu eingeladen; es wird da herrlich hergehen.

Diogenes. Das glaub' ich wohl; denn Klinias ist reich und üppig. Aber du mußt nicht hingehen.

Kriton. Warum nicht, lieber Diogenes?

Diogenes. Weil du sonst eben so lasterhaft wirst, als Klinias selbst ist.

Kriton. Wie so, Diogenes? Warum soll' ich nicht einmal recht vergnügt seyn?

Diogenes. Das sollst du nach meinem Wunsche immer seyn; nur nicht auf diese Weise. Denn das sind keine wahre Vergnügungen, woran wir nachher mit Reue denken müssen; Klinias und seine Gesellschaft sind für dich gefährlich.

Kriton. Fürchte nichts, Diogenes; ich will, wie ich dir sagte, nur vergnügt seyn. Verführen werd' ich mich nicht lassen.

Diogenes. Aber das steht nicht mehr in deiner Gewalt, wenn du nicht die Gelegenheit dazu vermeidest. Das Laster ist anfangs süß, und du bist zu jung, als daß du so mächtigen Versuchungen widerstehen könntest. Thue mir den Gefallen, und gehe wieder zu deinen Eltern zurück.

Kriton. Ich kann nicht, Diogenes, ich habe einmal mein Wort gegeben.

Diogenes. Daran hast du freilich nicht wohl gethan; aber du würdest noch weit übler thun, wenn du in diesem Falle dein Wort hieltest. So wahr ich dich liebe, du sollst mir nicht zu diesem Gastmahl gehen!

Der Jüngling wollte noch dieses und jenes einwenden; aber Diogenes, der durch seine Mäßigkeit auch zugleich ein starker Mann war, nahm ihn ohne Umstände beim Arm, und führte ihn zu seinen Eltern zurück.

Du sollst das Recht haben, mich nicht mehr zu lieben, sagt er zu ihm unterwegs, wenn ich dich nicht schon morgen überführe, daß ich recht gethan habe. Lies heute Abend noch ein gutes Buch; morgen früh werd' ich wieder bei dir seyn.

Des andern Morgen gieng Diogenes, der Abrede gemäß, zu seinem lieben Jüngling, und fand ihn bereits angekleidet. Nach dem gewöhnlichen Gruß der Griechen, die sich Freude zu wünschen pflegten, sagt er zu ihm:

„Es ist billig, daß ich es auf mich nehme, dich bei dem Klinias und seinen Gästen zu entschuldigen. Komm, wir wollen ihnen unsern Besuch abstatten.“

Kriton. Sehr gern Diogenes; ich würde dich darum gebeten haben, wenn du mir es nicht selbst angeboten hättest; darum hab ich mich so früh angekleidet. Ich hoffe doch, du wirst ihnen sagen, daß ich habe zu ihnen gehen wollen, und daß du mich abgehalten hast?

Diogenes. O ja! freilich werde ich ihnen das sagen, und ich denke, ich werde ihnen noch mehr sagen. Aber erst laß uns in freiem Felde des herrlichen Morgens genießen.

Kriton. Wollen wir nicht lieber gleich zu ihnen gehen? Wir möchten sie sonst nicht zu Hause finden.

Diogenes. Fürchte das nicht, mein Lieber; ich kenne diese Gesellen. Die Sonne muß schon sehr hoch stehen, wenn sie ihre wollüstigen Betten verlassen sollen; und heute denke ich, werden sie für die vergangene Nacht mit schlafen. Glaube mir, wir kommen für sie noch immer früh genug, wenn wir um Mittag zu ihnen gehen.

Diogenes führte hierauf den Jüngling weit in das Feld, durch schattigte Wälder und duftreiche Wiesen, in eine herrliche Gegend, wo die Natur in aller ihrer Frühlingspracht glänzte. Noch hatte der Jüngling seinen Verdruß darüber, daß Diogenes ihn gestern von einem Vergnügen abgehalten hatte, nicht ganz überwinden können.

Zwar liebte und ehrte er den Diogenes, von dessen Weisheit er schon viel gelernt hatte; aber er liebte auch das Vergnügen, besonders die gesellschaftlichen Vergnügungen bei Wein und Tanz, wozu ihm Diogenes, wie er meinte, eine schöne Gelegenheit verdorben hatte. Er hatte daher den ganzen Weg über wenig gesprochen.

Jetzt bemerkte Diogenes, daß sein Gesicht heiter wurde. „Fühlst du nicht, mein Lieber, sagte er zu ihm, wie dieser herrliche Anblick dein Gemüth erheitert? Wie die Wohlgerüche, die um uns her verbreitet sind, deine Brust erweitern, und alle deine Gliedmaßen so leicht machen?“

Was für ein mächtiger Zauber liegt doch in der Natur, daß sie so blos durch ihren Anblick alle unsere kleine Leidenschaften besänftigen kann! Ich selbst spüre jetzt diesen wohlthätigen Einfluß. Ich hatte noch von gestern her einen Verdruß über einen Freund, auf den ich böse wurde, weil er mir etwas zuwider that; aber dieser Spaziergang und diese schöne Gegend haben mich wieder ganz heiter gemacht.

Kriton. O ich verstehe dich, Diogenes! Nicht wahr, du meinst, es sey jetzt mit mir so, als du von dir sagst? Du hast nicht ganz Unrecht: aber ich war doch nicht eigentlich böse auf dich: du meinst es ja so gut mit mir; ich war nur unruhig.

Diogenes. Und warum denn unruhig, mein Lieber?

Kriton. Weil ich noch nicht einsehe, warum du gestern so hart gegen mich seyn mußtest,

Diogenes. O, das wirst du bald deutlich einsehen; und ich denke, du hast dazu schon einen guten Anfang gemacht. Nicht wahr, mein Lieber, du empfindest doch jetzt alles das, wovon ich vorher sagte: die Erquickung deines Körpers, die Erheiterung und Erhebung deiner Seele, die Befänstigung deiner Leidenschaften; kurz, den ganzen wohlthätigen Einfluß der hier um uns her liegenden schönen Natur? Du siehest auch ein, das alles dieses nicht bloß vorübergehende Vergnügungen, sondern große, dauerhafte Vortheile für uns sind, weil sie so gerade zu dahin führen, uns an Leib und Seele gesund zu erhalten, welches, wie du weißt, die Summe aller menschlichen Glückseligkeit, so wie das Bestreben darnach die Summe aller menschlichen Weisheit ist.

Kriton. Allerdings, Diogenes, es ist, wie du sagst. Aber wodurch habe ich dir Gelegenheit gegeben, zu argwöhnen, daß ich von dem allen nicht recht überzeugt sey?

Diogenes. Das nicht, mein Lieber! sondern mich deucht nur, daß, wer davon so recht überzeugt ist, auch einsehen müsse, daß das sehr thörichte Menschen sind, die sich selbst dieser großen Vortheile berauben.

Kriton. Auch das, Diogenes; auch das gesteh ich,

Diogenes. Nun, so gesteh auch, daß Klias und seine lustige Gesellschaft, die jetzt noch in ihren Betten liegen, dergleichen thörichte Menschen sind.

Kriton. Ei, wer weiß denn, Diogenes, ob sie nicht jetzt so gut, als wir, diesen schönen Morgen genießen?

Diogenes. O, das weiß ich! Noch ehe ich zu dir kam, wußte ich durch Nachfrage, daß sie erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen sind. Auch ist das so ihre Weise. Gleichwohl fodert die Natur ihr Recht. Sie hat unsern Körper so eingerichtet, daß er von Zeit zu Zeit Ruhe bedarf; sie hat unsre Augen so eingerichtet, daß sie zum Sehen Licht brauchen; sie hat in jenem flammenden Weltkörper, der sich regelmäßig unsern Augen entzieht und wieder darstellt, am Tage nur dieses Licht aufgesteckt, und dagegen die Zeit der Nacht noch auf mancherlei andere Art für unsere Thätigkeit unbequem gemacht. Dieses sind Weisungen der Natur, und von ihr kann man sich keinen Schritt verlaufen, ohne sich zugleich eben so weit von seiner wahren Glückseligkeit zu entfernen. Es ist blos natürlich, daß, wer die Nächte verschwendet, die Tage verschlafte, oder wenigstens verträume, es ist blos natürlich, daß, wer die zur Ruhe bestimmte Zeit mißbraucht, an den Vergnügungen des Tages keinen Theil habe.

Kriton. Aber, Diogenes, Wein und Tanz, und Musik sind doch auch Vergnügungen, und ich denke, auch sie hat der Schöpfer gegeben, der alles dieses so herrlich geschaffen hat.

Diogenes. Das hat er, Kriton! Aber siehe hier den großen Unterschied dieser Vergnügungen! Jene einfache, für unser ganzes Wesen so wohlthätige Freude der Natur, wie durchaus unschädlich, wie unbedenklich ist ihr Gebrauch! — Berausche dich, wenn du kannst, in ihrem Genuß; gewöhne deine Seele zu jenen hohen Betrachtungen, welche sie mit sich führen, und du hast gerade nicht mehr gethan, als die Natur von dir verlangte. Du wirst gerade ein um so viel besserer Mensch seyn, je mehr du deine Seele

le allen diesen seligen Eindrücken geöffnet hast. — Aber thue nur einen Schritt über die so schwer zu erkennende Grenze im Genuß jener gröbern oder erkünstelten Vergnügungen, oder laß dich gar von ihnen hinreißen: und du bist mehr oder weniger ein verworfener unglücklicher Mensch! — Von dem Weine wirst du mir dieses leicht zugeben, weil du die redenden Beweise davon täglich vor Augen siehest; und von der Musik ist hier nicht die Rede, weil sie bei den sinnlichen Vergnügungen, wider welche ich hier eifre, nur eine Gefährtin und zwar eine gemisbrauchte Gefährtin ist.

Du siehest wohl, daß ich unter gefährlichen Vergnügungen hier nur den Wein und den Tanz verstehen kann. Aber eben den Tanz — nicht wahr, Kriton? — eben den Tanz möchtest du dir nicht gerne nehmen lassen; möchtest du nicht gern in diese Klasse geseht wissen? Und doch kann ich, so wie dies Vergnügen jetzt gebraucht wird, von meiner Behauptung nichts zurück nehmen.

Der Tanz — so wie er nun einmal von unsern Musikmeistern gemodelt und in unsern sogenannten feinen Gesellschaften eingeführt ist — dieser Tanz, sage ich, zerstört den Körper eben so unausbleiblich, als der unmäßige Genuß des Weins; und sehr oft zerstört er ihn noch unweit plöthlicher. Alle seine Bewegungen sind so gewaltsam; die Dauer dieses gesellschaftlichen Vergnügens ist so unrichtig bestimmt, und die Zeit zum Genuß desselben so durchaus unschicklich gewählt, daß ich fast nicht weiß, ob der Misbrauch des Weins, oder dieser unvernünftige Gebrauch des Tanzes unserer Gesundheit gefährlicher ist. Denke dir, was es erst seyn müsse, wenn, wie gewöhnlich, beide mit einander verbunden werden.

Kriton. Aber, Diogenes, sollt' es denn nicht möglich seyn, dieser gesellschaftlichen Freuden so zu genießen, daß sie uns nicht schädlich werden könnten? Sollt' es nicht möglich seyn, auch hierin eine Mittelstraße zu halten?

Diogenes. O ja, mein Lieber! wer wird daran zweifeln? Aber wie willst du diese Mittelstraße erkennen, wie halten, und nicht alle Augenblicke davon abweichen, wenn du die Anstalten so trieffst, daß weder dein Verstand noch dein Wille frei bleiben? Wenn die vereinigte Gewalt lockender Versuchungen deine Sinne bestürmt, und spottender Aberwitz einer leichtsinnigen Gesellschaft deine Grundsätze verhöhnt.

Das sicherste Mittel, diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, wäre freilich wohl, wenn man allein tränke und allein tanzte. Aber da allein trinken nun einmal so traurig, und allein tanzen gar lächerlich ist; da beides auch wirklich seinen besten Werth verliert, wenn es nicht zur gesellschaftlichen Vergnügung, das ist, zu einem Mittel, Geselligkeit zu befördern, und in dieser Geselligkeit auch wirkliche Seelenfreuden zu schmecken, gemacht wird: so ist unsre Pflicht hierbei nur dieses, daß wir die Vergnügungen nicht anders, als in weiser Gesellschaft genießen.

Und hier, junger Freund, sind wir grade auf dem Punkte, worauf es eigentlich zwischen uns beiden ankommt: denn unter allen unweisen Thoren, welche jene gesellschaftliche Freuden zu ihrem und Anderer Verderben misbrauchen, stehen Klinias und seine Gesellschaft oben an. Bei ihnen artet jeder Genuß des Weins in Völlerei aus; jeder Tanz in wollüstige Ueppigkeit: jede ihrer Zusammenkünfte in die vollständigste Schwelgerei. Daher sind denn bei ihnen auch die Folgen dieser ausschweifenden Vere

gnügungen auffallender und sichtbarer, als sie gewöhnlich zu seyn pflegen.

Denn was meinst du wohl, in welchem Zustande sie sich heute befinden? Jeder von ihnen ist heute, und so noch einige folgende Tage, mehr oder weniger krank; je nachdem er von Natur stärker oder schwächer ist. Keiner ist unter ihnen, den ich nicht ohne große Schwierigkeit niederwerfe, wenn er gleich sonst viel stärker wäre; keiner, der nicht zur Zerstörung seiner Gesundheit gestern entweder den Grund gelegt, oder, da dieser bei den meisten von ihnen schon gelegt ist, der nicht weiter darauf fortgebauet hätte; keiner endlich, der heute zu irgend einer edlen Beschäftigung Lust oder Kraft in sich verspürte.

Siehe, Kriton, dies ist die Gesellschaft, von der ich gestern dich abgehalten habe; dies sind die Vergnügungen, denen ich dich gestern entreißen mußte. Und doch habe ich dir ihre Gefährlichkeit nur erst von einer Seite gezeigt.

Kriton. Ich erstaune, Diogenes, über alles, was du mir da sagest. Aber ich kann nicht glauben, daß Klinias und seine Freunde, die mir solche feine Leute zu seyn scheinen; so durchaus unvernünftig sollten handeln können.

Diogenes. Freilich, mein lieber Kriton, ist es schwer zu begreifen, wie vernünftige Menschen, und besonders Leute, denen es nicht ganz an Erziehung gefehlt hat, wirkliche Freuden des Lebens so schändlich misbrauchen können: und wohl dir! wenn dir es recht sehr unbegreiflich scheint!

Aber wer die Welt kennt, weiß gleichwohl, daß es so ist, und wer, wie ich, unsere Korinther beobachte, weiß, daß er durch ein solches Urtheil einem Klinias und seines Gleichen nicht zu viel thut. Doch, was brauchst du mir hier

aufs Wort zu glauben! Was du bezweifelst, ist Thatsache, die der Augenschein dir beweisen kann. Komm, mein Lieber, wir wollen jetzt wieder nach der Stadt zurück gehen; unsere Leute werden alsdann wohl aufgestanden seyn.

Kriton. O ja, Diogenes! Laß uns eilen; ich kann kaum erwarten, zu sehen, ob Klinias und seine Freunde wirklich so thöricht gehandelt haben sollten.

Diogenes. Nun, nun, das wirst du bald sehen. Aber übereilen dürfen wir uns um deshalb nicht. Glaube mir, sie liegen zu Hause eben so fest, als deines Vaters Hund an der Kette; — denn ob unsere Kräfte durch äußerliche Gewalt, oder durch innerliche Stockung, gehemmt sind, siehe, das ist eins!

Der Jüngling überwand nunmehr seine kleine Ungeduld, bald wieder in der Stadt zu seyn; und so giengen sie auf einem andern Wege langsam zurück. Unterwegens bezeugte Diogenes dem Jüngling seine Zufriedenheit über die Geduld und Aufmerksamkeit, mit welcher er ihm zugehört hatte; und dieser hieng nun wieder an ihm mit der ganzen warmen Empfindung eines dankbaren Sohns, der durch Nachdenken immer mehr überzeugt wird, wie nützlich und nothwendig ihm sein weiserer Vater sey.

Eine Zeitlang gieng er in stiller Ueberlegung. Endlich brach er das Stillschweigen.

„Sage mir doch Diogenes, fieng er an, welches sind eigentlich die Betrachtungen, von welchen du vorhin sagtest, daß sie das Anschauen und den Genuß der Natur mit sich führen, und uns dadurch zu bessern und glücklichern Menschen machen?“

Diogenes. Eben dieselbigen, guter Kriton, welche du gewiß schon oft bei dir angestellt hast,

und wovon du nur den Zusammenhang mit jenen großen Folgen, welche ich von ihnen gerühmt habe, nicht deutlich einsehst: nämlich die Betrachtungen über die Grösse, Güte und Weisheit des Schöpfers.

Diese Betrachtungen sind, wie ich gesagt habe, in einem hohen Grade für uns fruchtbar und wohlthätig. Sie sind fruchtbar für unsern Verstand, indem sie ihn mit den würdigsten Gegenständen beschäftigen, ihn dadurch erweitern, aufklären, berichtigen, und so die Erkenntniß des Wahren und Guten in uns befördern, welches die beste Frucht unsers Nachdenkens ist, weil sie die Erkenntniß unserer Pflichten unmittelbar mit sich führt.

Sie sind aber auch fruchtbar für unser Herz, indem sie eben durch diese Erkenntniß des Wahren und Guten unsern Willen reinigen, und dadurch jene Zufriedenheit in uns befördern, ohne welche wir nie glücklich seyn können.

Siehe, Kriton, auf diese Art werden jene Betrachtungen, welche der Anblick und der Genuß der schönen Natur in uns veranlassen, für uns fruchtbar und wohlthätig, und auf diese Art geschieht es, daß der öftere Anblick und Genuß der Natur uns zu bessern Menschen macht.

Denn wisse, — und behalte es als eine große Wahrheit, die du nie aus den Augen verlieren mußt, — so wie unsere eigentliche wahre Bestimmung hienieden ist, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen, und alsdann durch diese Erkenntniß in Gesellschaft unserer Nebenmenschen gut und glücklich zu werden; so ist auch die Erfüllung dieser unserer Bestimmung der eigentliche wahre Maaßstab unsers Werths.

Wähne auch nicht, mein Lieber, als ob dieses alles nur so aus einer von mir erlernten

oder erbettelten Weisheit daherströhmte, oder als ob ich dem Einflusse der schönen Natur auf uns mehr zuschreibe, als er wirklich leistet. Alles, was ich dir jetzt gesagt habe, sind Wahrheiten, die sich bei dem Anblick der Natur jeder unverderbten Seele aufdringen, sich in jeder mit der Zeit mehr oder weniger entwickeln, je nachdem sie sich öfters und anhaltend damit beschäftigen. Du selbst, junger Freund, wirst dieses gewiß schon oft an dir erfahren haben.

Kriton. O ja, Diogenes! Ich bin niemals im freien Felde allein gewesen, ohne einige von diesen Betrachtungen anzustellen! und ich habe immer gefunden, daß ich alsdann vergnügter und glücklicher geworden bin. Aber da der Anblick und der Genuß der schönen Natur allen Menschen offen steht; wie kommt es doch, daß nicht alle Geschmack daran finden, und also auch nicht besser und glücklicher dadurch werden?

Diogenes. Freilich sollte die Wirkung dieser weisen Anstalt des Schöpfers eben so allgemein seyn, als sie an sich groß und gewiß ist. Aber daß sie es nicht ist, o! das, lieber Kriton, ist nicht ein Fehler der Einrichtung selbst, sondern die Folge einer ganz besondern Verkehrtheit mancher Menschen, die mit allen unsern Thränen nicht genug beweint werden kann. Wisse nämlich, und daß es dir durch dein ganzes Leben zur beständigen Aufmerksamkeit auf dich selbst diene, daß besonders seit der unglücklichen Verfeinerung der Sitten, die nun so oft die Stellder Tugenden vertritt, viele Menschen den wahren Werth der Dinge gänzlich verkennen, und daher auch an jenen simpeln, für uns so wohlthätigen Freuden der Natur entweder gar keinen Geschmack finden, oder sie doch bei weitem nicht so innig empfinden; als zur Hervorbringung jener heilsamen Wirkung

nöthig ist. Die Aufmerksamkeit solcher verwöhnten Menschen ist zu sehr zerstreut, zu sehr auf andere nichtswürdige Dinge gerichtet, und ihr ganzes Empfindungsvermögen ist viel zu sehr geschwächt, als daß sie beim Anblick der schönen Natur das denken und das empfinden könnten, was der unverderbte, am Verstande und Herzen noch gesunde Mensch dabei zu denken und zu empfinden sich nicht enthalten kann. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Mensch jene großen Schauspiele der Natur — den Aufgang und Untergang der Sonne, die unendlich mannigfaltige Pracht des Erdbodens in den schönen Jahreszeiten, den sternvollen Himmel und den freundlichen Mond, oft und anhaltend, ohne wirkliche Vervollkommnung seiner selbst anschauen könnte?

Kriton. O wie danke ich dir, Diogenes, daß du mich auf alle Gefahren aufmerksam machst, die mir bevorstehn!

Unter diesen Gesprächen waren sie unvermerkt wieder der Stadt nahe gekommen. Kurz vor dem Thore begegnete ihnen ein hoher ofner Wagen, auf welchen eine zahlreiche Gesellschaft, unter Jauchzen und Singen, zu einem ländlichen Feste fuhr.

Der Wagen fuhr hart auf der Seite des Jünglings vorbei, und in dem Augenblicke stürzte ein Kind herab, das dem Schooße seiner unvorsichtigen Mutter entfiel.

Halt! schrie der Jüngling, mit einer Stimme, die weit über sein Alter war, und die ihm nur eine starke innere Empfindung geben konnte; halt! schrie er, und mit dem Worte sprang er zwischen die Räder, fing das fallende Kind in seinen Armen, und ehe Diogenes noch etwas dazu thun konnte, lag er damit zur Erde —

denn im Wegspringen hatte das Rad an seinem Kleide gestreift, und ihn zur Erde gerissen.

Erschrocken und bekümmert lief Diogenes auf ihn zu, und erkundigte sich ängstlich, ob er auch Schaden gelitten habe? Aber als nun der Jüngling munter und unbeschädigt wieder aufsprang, und wie im Triumphe das gerettete Kind der herzu-eilenden Mutter entgegen hielt, da stand er, wie wonnestrunken, die Augen starr auf den Jüngling geheftet, und hohe, tugendhafte Freude mahlte sich auf seinem ganzen Gesichte.

„Vater! allmächtiger Vater der Menschen! rief er mit einer Inbrunst, die jede Nerve seines Körpers anspannte, erhalte mir diesen Jüngling, er wird einst dein herrlichstes Geschöpf seyn!“,

Mit Thränen der Dankbarkeit empfing die freudige Mutter ihr Kind aus den Händen des Jünglings, und Diogenes liebkosete und dankte ihm, als ob er ihm selbst die größte Wohlthat erzeigt hätte.

Wie ist dir denn, Diogenes, sagte der Jüngling, daß du mich so herzlich liebkosetest? Habe ich denn etwa so was ausserordentliches gethan?

Diogenes. Nein, nein, mein Bester, du hast blos wohlgethan. Ich sollte dir so gar bei dieser Veranlassung jene Vorsichtigkeit vorhalten, die bei solchen Ausbrüchen unsers liebevollen Herzens unsre Menschenliebe leiten muß. Aber ich bin dazu jezt nicht in der Fassung; es wird sich schon einandermal dazu Gelegenheit finden.

Kriton. Du bist gütig, Diogenes. Ich sehe jezt selbst, daß ich dabei etwas gewagt habe: aber in dem Augenblick dacht ich nicht daran. Und was wäre es denn auch, wenn ich

mich ein wenig beschädiget hätte? Das Leben des Kindes war doch in so augenscheinlicher Gefahr.

Diogenes. Wohl, wohl, mein Lieber. Wir wollen diese Materie ein andermal vornehmen. —

Nun waren sie wieder in der Stadt; und es war um die Zeit, wo Tausende im Schweisse ihres Angesichts ihr Mittagessen bereits verzehrt hatten.

Erinnerst du dich noch, mein Guter, sagte Diogenes zu seinem geliebten Jüngling, was wir noch zu thun haben? Oder willst du mich meines Versprechens, dich bei dem Klinias und seinen Freunden zu entschuldigen, lieber entlassen?

Kriton. Nicht gern, Diogenes; denn alsdann würde ich mich selbst entschuldigen müssen, und ich gestehe dir, daß mich das in Verlegenheit setzt.

Diogenes. Nun, nun, sey darüber uns besorgt; meine Frage war nicht ernstlich. Denn wenn du mir auch mein Versprechen zurück gibst, so würde ich doch selbst nicht den Beweis zurücknehmen, den ich dir schuldig bin. Wir wollen also einige von diesen Herren auffuchen. Klinias selbst ist uns wohl hier der nächste, und als Wirth hat auch eigentlich nur er auf deine Entschuldigung ein Recht.

Sie giengen also zum Klinias; aber gleich beim Eintritt that ihnen sein Thürhüter zu wissen, daß er den gemessenen Befehl habe, alle Besuche auf den Vormittag abzuweisen, weil sein Herr unpäßig sey; und so mußten sie un verrichteter Sache wieder weggehen.

Gleiche Antwort bekamen sie bei drei andern von der Gesellschaft; nur daß Diogenes

der in diesen Häusern mehr bekannt war, von den schwazhaften Bedienten herauslockte, — daß ihre Herren erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen, sich in ihren Betten sehr übel befänden. Zween von ihnen hatten kurz vorher ihren Arzt rufen lassen, der zur Abwendung der dringenden Gefahr, dem Einen ein Brechmittel, und dem Andern ein Aderlassen verordnet hatte.

Merkst du wohl, wo das hinaus will? sagte Diogenes zu seinem lieben Jüngling. Wir sollen keinen von ihnen zu sehen bekommen; aber das geht nicht, einer von ihnen muß uns wenigstens Stand halten; und das soll Xenofant seyn, der dort in dem ansehnlichen Hause wohnt.

Aber ich werde mich schon einer kleinen List bedienen müssen, um vor ihn zu kommen; denn ich weiß etwas von seinen Heimlichkeiten.

Xenofant hatte in seinem Hause nicht so gute Anstalten gemacht, als die vorigen; denn Diogenes und sein junger Gefährte waren schon vor seinem Wohnzimmer, ehe sich noch ein Bedienter sehen ließ.

Endlich erschien einer, der sie so gleich anmeldete, aber auch zugleich mit der ungeschickten Antwort zurück kam, daß sein Herr nicht zu Hause wäre.

Freund, du sagst Unwahrheit, antwortete Diogenes, indem er ihm starr ins Gesicht sah: sage deinem Herrn, es sey Diogenes, der ihn zu sprechen verlangte, und der ihn von Seiten des Wechslers Polikrates die gute Nachricht zu bringen habe, daß er bereit sey, ihm die verlangte Summe zu leihen.

Betroffen über diese unerwartete Antwort gieng der Bediente zurück, und bald darauf wurden sie von ihm unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zu seinem Herrn eingeführt.

Van Vergieb mir, Diogenes, rief ihnen Xenofant aus seinem Bette entgegen, daß ich mich habe verleugnen lassen. Wir sind gestern beim Klinias ein wenig lustig gewesen, und ich befürchte mich heute darauf so übel, daß ich den ganzen Tag niemanden sprechen wollte. Aber wenn ich gleich gewußt hätte, daß du es wärest —

Laß das gut seyn, Xenofant, fiel ihm Diogenes ins Wort, denn es ist eben so wenig wahr, daß ich im Namen des Polikrates zu dir komme. Wir können also mit einander aufheben, und unsre Absicht mag entscheiden, ob wir gelogen, oder blos Unwahrheiten gesagt haben.

Xenofant. Du bist doch ein sonderbarer Mann, Diogenes, daß du gleich alles so ernstlich nimmst.

Diogenes, Nicht doch Xenofant, ich nehme es sehr gelinde, denn ich verlange nicht einmal deine Entschuldigung. Aber laßt uns nun zur Sache kommen. Meine Absicht ist eigentlich, diesen guten Jüngling bei dir und deinen Freunden zu entschuldigen, daß er nicht zu eurem Gastmahl gekommen ist: denn ich bin es, der ihn mit Gewalt davon abgehalten hat, als er schon dahin unterwegs war. Klinias hat uns nicht vor sich gelassen, du wirst also schon so gut seyn, diese Entschuldigung an ihn und seine übrigen Freunde abzugeben.

Xenofant. Aber, Diogenes, wie kannst du dir denn herausnehmen, jemanden mit Gewalt davon abzuhalten, des Klinias Gast zu seyn; und wie denkst du denn, daß er diese Entschuldigung aufnehmen wird?

Diogenes. Wie er sie aufnehmen wird? — O der wichtigen Besorgniß! Ich denke, wie er es für gut findet. Aber damit er sie so aufnehme, wie ich will, daß er sie aufnehmen soll,

so sage ihm zugleich, daß ich ihn und dich, und die übrigen Mitglieder eurer saubern Gesellschaft, als Verföhler der Jugend ansehe, denen der Staat bald das Handwerk legen muß, wenn er nicht will, daß Jugend und gute Sitten mit der Zeit ganz aussterben sollen.

Xenofant. Du vergießt dich, Diogenes; weißt du auch, daß du in meiner Behausung bist?

Diogenes. Ei! wie sollte ich das nicht wissen? Alles, was ich vor mir und um mich sehe, erinnert mich ja daran.

Xenofant. Diogenes, du scheinst es darauf anzulegen, mich böse zu machen. Aber ich finde es blos lächerlich, daß du dich um die Sachen bekümmerst, die dich nichts angehen. Denn was gehet es dich an, auf welche Weise wir unsers Lebens genießen wollen?

Diogenes. Nun, nun, das ist noch das Beste, was du thun kannst: denn es ist blos kindisch, böse zu werden, wenn man unrecht hat. Aber was mich eure Lebensart angeht, fragst du? Eurentwegen freilich nicht viel, denn mit euch ist es wohl zu weit gekommen, als daß ihr durch mich gebessert werden könntet. Frage also lieber, was mich dieser Jüngling angeht, dem ich freilich weder als Vater, noch als Vetter, noch als Vormund angehöre; frage es dreist, sage ich, und hier hast du meine Antwort:

Alle rechtschaffene Leute sind meine Verwandte, und alle unverdorbene Jünglinge sind meine Kinder. Daß ihr also so wider euch selbst handelt, daß ihr eure Seele wie euren Körper schändet, daß ihr eure Gesundheit zerstört, daß ihr alle eure Kräfte, so wie alle Güter des Lebens misbraucht — das mögt ihr wenn ihr euch nicht wollt rathen lassen, so lange ihr könnt;

und dann mögt ihr es bei dem verantworten, der euch diese Kräfte und diese Güter gegeben hat. Aber daß ihr euer Verderben auch auf andere verbreitet, daß ihr auch andere, aus denen noch gute Menschen werden könnten, zu dieser Lebensart anführt; das habt ihr gegen den Staat, gegen mich und gegen alle Rechtschaffene zu verantworten, und Diogenes wird der Erste seyn, der diesen euren Unfug vor Gericht bringt, wenn ihr ihn fortsetzt. Vergiß nicht, auch dieses dem Klinias und deinen übrigen Freunden zu hinterbringen.

Komm, mein Lieber, fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefährten wandte, unser Werk ist hier vollbracht; länger dürfen wir uns an einem solchen Orte nicht aufhalten. Du, Xenofant, lebe wohl, wenn du kannst, und vergiß nicht meine Bestellung an deine Freunde.

Xenofant wußte nicht, wie er sich bei dieser Rede gebärden sollte, und Diogenes verließ ihn in aller der Verwirrung, welche das böse Gewissen in solchen Fällen allemal und ganz unausbleiblich hervorbringt.

Du siehst, mein Bester, sagte er zu seinem Jüngling, als sie wieder auf der Straße waren, es ist, wie ich dir gesagt habe. Was ich dir durch den Augenschein zu beweisen versprach, hätte ich dir so ziemlich bewiesen. Was ich dir aber nicht beweisen kann, und was du mir gleichwohl nicht weniger glauben mußt, ist dieses, daß wenn anders mehrere deines gleichen bei diesem Gastmahle gewesen sind, mancher von ihnen zugleich seine Unschuld verloren, jeder anderer aber sich in dem Neze der Wollust von neuem so feste verstrickt hat, daß er sich vielleicht niemals wieder davon loswickeln kann. Und dieses, mein Bester, ist eben die gefährliche Seite

dieser Vergnügungen, der ich heute früh nur obenhin erwähnte; dieses ist es, wodurch die Zusammenkünfte dieser Herren, die sie seine Abendmahlzeiten zu nennen pflegen, für die Jugend eben so gefährlich werden, als sie für die Gesundheit zerstörend sind. Vergieb mir also, daß ich dich auf eine fast unhöfliche Art davon abgehalten habe.

Nicht so, Diogenes, antwortete der Jüngling, indem er seine Hand zärtlich drückte, nicht so, wenn du nicht willst, das ich im Gefühl deiner Güte für mich, mich meiner selbst schämen soll. Vergieb du mir, bester, gütiger Mann, daß ich auch nur einen Augenblick um deshalb auf dich ungehalten seyn konnte: denn ich sehe nun wohl, daß ich auf einem sehr gefährlichen Wege war, da ich blos auf dem Wege zum Vergnügen zu seyn glaubte.

Diese Einsicht, mein Sohn, sagte Diogenes, nähere und erhalte, so wirst du vielen Versuchungen zu widerstehen im Stande seyn. Mit diesen Worten, und mit einem belohnenden väterlichen Kuße, ließ er ihn von sich.

S.

Einige von den goldenen Sprüchen

des Pythagoras.

Bemühe dich, Meister zu werden
 Ueber den Trieb zu schwelgen, über den Schlaf
 und die Wollust,
 Und den Zorn. Nie treibe was Schändliches,
 weder mit Andern,
 Noch mit dir, Ehre vielmehr, o Jüngling, dich
 selber am meisten!

Ferner: übe Gerechtigkeit aus mit Worten
und Thaten,
Und gewöhne dich niemals unbedachtsam, zu
handeln.

Was dir von Uebeln, die nach dem Rathschluß
des Himmel die Menschen
Drücken, zufällt, frage geduldig und murre
niemals;

(Doch nach Vermögen es lindern ist deine Pflicht!)
denn erwäge,

Daß der Himmel die guten Seelen zu sehr nicht
belastet.

Unter den Menschen pflegen oft gute, oft
böse Gerüchte

Vorzugehn: laß dich dadurch nicht schrecken, noch
den gefaßten

Vorsatz dir wendig machen. Sind Lügen dar-
unter, so Schweige

Unem öft; nur merke vorzüglich auf fol-
gende Lehre:

Ueberleg' es, eh du was vornimmst, um
Thorheit zu meiden;

(Welch ein elender Thor, der gedankenlos redet
und handelt!

Thue du das, was nachher nie die Reue ver-
ursacht.

Sey nicht läßig, für des Körpers Gesund-
heit zu sorgen;

Sondern sey mäßig im Essen, im Trinken in
Pflegung des Leibes

Sey beflissen auf Keinlichkeit, ohne doch üppig
zu leben.

Schweif im Aufwand nicht aus und bleib in der
Ehrbarkeit Schranken:

Ohne silzig zu seyn: denn Maasß ist in allem das
Beste.

Güte dich, daß der Schlaf nicht eher die
Augen dir schließe,
Bis du pünktlich die ganzen Geschäfte des Tages
durchforschst:

Worin irrst ich? Was that ich? Welcherlei Pflich-
ten versäumt ich?

Schaue die Reihe der Handlungen durch von Mor-
gen bis Abend;

Wenn du dann Böses gethan, so schilt dich,
wenn Gutes, frolocke!

—— — Wirke, schreibe zur Arbeit,
Doch vergiß nicht vorher um Beistand die Gott-
heit zu bitten.

Du wirst finden, daß manche sich selber
Qualen bereiten.

Wehe dem, der das offenbare Gute nicht siehet,
Es nicht höret! — — Sie werden, gleich Walzen,
Von und zu Uebeln getrieben, geplagt, wie von
endlosen Seuchen.

Doch getrost! die Menschen sind ja von gött-
licher Abkunft,
Und sie werden das Gute früh oder später erkennen.

Hast du je Antheil am Licht, so halte meine
Befehle:

Dann wirst du deinen Geist von jenen Verderb-
nissen heilen.

Stirbst du, hinauf dich schwingend zum seligen
Aether, so wirst du

Seyn unsterblich, ein Gott, unverweslich, dem
Tod nicht mehr dienstbar.

Von einem jungen Verbrecher,
 der sein eigener Ankläger ward, ohne
 es zu wissen.

In einer Stadt, die wir nicht nennen wollen, ereignete sich vor kurzen folgender trauriger Vorfall.

Ein Vater, dem es weder an gutem Willen, noch an Vermögen fehlte, seinem einzigen Sohne eine recht gute Erziehung zu geben, hatte bis zum zwölften Jahre des Kindes die Freude, seine Hofnung an ihm erfüllt zu sehen.

Voll Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit blühte der muntere Knabe bis zum Jünglingsalter auf, und alle, die ihn sahen, konnten nicht umhin, ihn zu lieben, und dem Vater schon zum voraus zu der Freude Glück zu wünschen, die er an ihm erleben würde. Aber plötzlich ereignete sich mit diesem hoffnungsvollen Knaben eine recht traurige Veränderung.

Seine purpurrothen Wangen sängen an, zu erblaffen, seine sonst so lebhaften Augen traten zurück, wurden feucht und trübe, und unter denselben zeigte sich ein durchschimmernder blauer Kreis, der ein Zeichen eines geschwächten Körpers zu seyn pflegt.

Daneben war er träge, unwillig zum Lernen, unlustig zum Gehen und Arbeiten, und so furchtsam, daß er durch die geringste Kleinigkeit erschreckt werden konnte. Auch sein Gedächtniß war nicht mehr halb so gut, als es vorher gewesen war; was er heute lernte, war morgen schon wieder vergessen.

Lauter schreckliche Anzeigen, daß der junge Mensch mit einem Laster bekannt geworden seyn mußte.

müßte, welches so schändlich und so verderblich ist, daß gute Menschen nicht einmal den Namen desselben ohne Schauern aussprechen oder hören können.

Es besteht aber dieses abscheuliche Laster in einer wollüstigen Beschauung und unzüchtigen Befastung eines gewissen Theiles unsers Körpers, den die Ehrbarkeit deutlicher zu beschreiben verbietet; ein Laster, wovon die Erfahrung und die Aerzte schon längst bewiesen haben, daß es die Gesundheit des Lebens und des Geistes auf die allerfürchterlichste Weise untergrabe.

Der liebevolle Vater des jungen Menschen, der die künftigen Folgen davon mit Schrecken vorausahnte, suchte ihn durch die rührendsten Vorstellungen und durch das Versprechen einer gänzlichen Verzeihung, zum Geständniß zu bewegen. Aber umsonst!

Der junge unzüchtige Verbrecher hatte sein Laster zu lieb; hielt die Gefahr, die sein Vater ihm vorstellte, für erdichtet, weil er bis dahin noch nichts schmerzhaftes davon empfunden hatte; und hoffte seine Schandthaten so heimlich fortkönnen zu können, daß kein menschliches Auge sie zu entdecken im Stande wäre. Daß aber dennoch das allgegenwärtige Auge Gottes ihn bemerken werde, daran dachte er nicht. Der Unverständige!

Einige Zeit nachher hatte er dasselbe abscheuliche Laster kurz vor dem Einschlafen begangen. Kaum war er darüber eingeschlummert; so hörte ihn sein Vater, der in dem Nebenzimmer war, mit vernehmlicher Stimme im Schlafe reden.

Er trat näher und da vernahm er deutlich, daß er von diesem seinen eigenen verabscheuungswürdigen Laster sprach. Er redete davon so ver-

nehmlich, und gab solche besondere Umstände an, daß ihn der Vater des andern Tages überführen konnte.

„Höre, sprach er darauf zu ihm, du bist nun überwiesen. Hättest du mir dein Laster freiwillig gestanden, wie ich dich oft gebeten habe, so hätte ich gehofft, dich durch meine väterliche Ermahnungen bessern zu können. So aber bist du zu gleicher Zeit ein ungehorsamer Sohn, ein halsstarrer Lügner, und ein abgehärteter Bösewicht gewesen.“

„Solche Kinder können von ihren Eltern allein nicht gebessert werden. Wenn also Besserung überhaupt noch bei dir möglich ist, so kann sie nur durch anhaltende, sehr empfindliche körperliche Schmerzen, unter der Peitsche fremder Zuchtmeister, bewirkt werden.“

„Ich schicke dich daher ins Zuchthaus, wo du so lange bleiben sollst, bis ich Ursache zu glauben habe, daß du zur Erkenntniß der Schändlichkeit deiner Laster gekommen seyst, und künftig sie von ganzem Herzen verabscheuen werdest.“

Ehe diese Strafe an ihm vollzogen wurde, ließ der Vater seinen Gesundheitszustand von erfahrenen Aerzten untersuchen. Diese fanden, daß alle seine Nerven schon so geschwächt, und alle Säfte seines Körpers schon so äusserst verdorben wären, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang seyn würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeihen konnten.

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschens.

Ein Schiff mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein Paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte.

Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurück gelegt und das offenbare Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und herschleuderte. Es kriegte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschafft werden konnte. Das Schiff sieng also an zu sinken.

Es befand sich grade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde gehen wollte, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff gieng darauf unter und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig; weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermessliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken; dennoch hielt er es für Pflicht sein

Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich seyn würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält ward, daß er endlich ein Loch in den Wollack kroch, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmeer herauszusaugen. So eckelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken; als sich plötzlich zu seiner unbeschreiblichen Freude am fernen Horizonte ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft; das Schiff segelte wirklich heran; die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus, um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitain des Schiffes brauchte die nöthige Vorsichtigkeit, ihm Anfangs nur ein wenig Schiffzwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Porzion Speise gereicht, worauf er abermals sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung durch Speise und Schlaf ward der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein.

A n L i n a.

Wie unter den Rosen im ruhigen Thal
 Täubchen von Unschuld scherzen;
 Wie in dem duftenden Klee
 Unten am silbernen Quell
 Lämmer sich jugendlich freun;
 Wie sich der glückliche Hirt,
 Wenn im erwachenden Mai
 Alles zur Freude ihm winkt,
 Lockenden Freuden sorglos ergibt;
 Lina, so folge du auch
 Jedem Wink der Natur.
 Freue dich ruhig der seligen Zeit,
 Die uns im Rosenschmuck lächelt;
 Doch sey sie der Unschuld geweiht!
 Sind einst die Rosen verblüht
 Eilt mit bestügeltem Schriff
 Unsere Jugend vorüber,
 Daß dann die Weisheit uns gern
 In ihre schützenden Arme beschliesse
 Und jegliches Tages Begleiterin sey,
 Bis sie dem Führer zur himmlischen Ruh
 Einst unser irdisch Leben vertrauf.

Karoline Rudolphi.

D e r B a u e r.

Ich esse Brod und trinke Wasser;
 Was schüttet nicht der reiche Prasser
 In seinen fetten Bauch?
 Da werdet ihr, ihr Maden, fressen!
 Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
 Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
 Mich müssen meine Füße tragen
 Und ein gefreuer Stab.
 Was jagt er dort der stolze Reuter?
 Er jagt, allein er kommt nicht weiter;
 Wir kommen beid' — ans Grab.

Gleim.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt, als ich,
 Sind wahrlich nicht auf Erden
 Die Reichen: ach! ich grämte mich,
 Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur.
 Wer wird sie drum beneiden?
 Ich schätze meine schöne Flur,
 Die, die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von jener Höh,
 Befreit von allen Sorgen
 Des Himmels Segen überseh
 An einem schönen Morgen;

Im Hain bei mildem Sonnenblick
 Die Vögel höre singen —
 Und unten nun im Thal erblick
 Wie meine Schäfchen springen!

Wie in der ersten Morgenstund
 Im Dörfchen alles lebet
 Und fröhlich, munter und gesund
 Zur Arbeit sich erhebet!

So oft ruf ich: mein Gott, wie gut
 Sind alle deine Werke!

Dem Reichen giebst du Geld und Gut,
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! — ich kann's nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollste Berge fragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag,
Kraft oder Muth benommen,
Er sey so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann, o welche Lust!
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Knie schlingen.

Wenn Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich alle zu mir setzen,
Und an dem süßen Milchgericht
Recht königlich ergözen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Engel singen:

Dann fühl ich's ganz und sags oft laut:
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als König oder Kaiser.

Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Saxe, einem Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte: so befahl er, daß ihm auſſer dem, was er zuvor erhalten hatte, noch einige hundert Thaler, Jahr vor Jahr ausgezahlt würden; denn er wollte, daß der Mann ſich pflegen ſollte. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntag auf ſeine Kanzel und ſprach.

“Der König hat mir bezeugt, daß er mit mir und mit meinem Verhalten unter euch zufrieden iſt. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewieſen, die ich alle Jahr erhalten, und wie ich nur will, gebrauchen ſoll. Höret alſo, lieben Leute, was hierbei meine Meinung und mein Wille iſt!,,

“Böſes habe ich euch freilich nie erwieſen, Gutes aber, ſo viel ich gekonnt; und das iſt die Schuldigkeit eines jeden Menſchen. Darüber fühlt aber auch ein jeder, der dieſes thut, recht große Freude in ſich ſelbſt; dadurch wird er den Menſchen lieb und Gott angenehm: und das iſt gewiß Belohnung genug.“

“Ich ſuche alſo weiter keinen Lohn, als dieſen, und wiſet alſo, ich würde mich ſelbſt für unverschämt anſehen, wenn ich auch noch vom König eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld alſo, daß er mir angewieſen hat, das ſey nicht mir; ſondern euch geſchenkt: und höret nun, wozu es euch geſchenkt ſeyn ſoll.“

Ihr wißt, unſre Straßen im Dorfe und unſere Wege hier herum ſind ſchlecht. Ihr könnt

nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wohl solltet, wenn Straßen und Wege ebener wären. Ihr fahret auch eure Wagens zu Grunde, und ihr erschweret eurem Zugvieh die Lasten! — wir wollen also von diesem Gelde die Straßen und die Wege ebener machen. „

„Ihr habt überdem auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibt, welches eure Saaten verdirbet, so daß ihr fast nichts davon erndten könnt; — wir wollen also Graben ziehen, das Wasser ableiten, und dadurch eure Erndte verbessern! „

„Ihr habt auch Sümpfe und Moräste, und die nützen euch zu nichts. Wir wollen also diese eure Sümpfe und Moräste durch Graben vom Wasser befreien, sie austrocknen und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren. „

„Ihr habt endlich auch dornigte, wüste und sandigte Plätze und auch diese geben euch keinen Vortheil: wir wollen also die Dornen ausraden, und, was wir nicht düngen, nicht mit Gras oder Getraide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken, oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen: denn wenigstens wachsen Fichten oder Weiden darauf. „

„Dies also und dergleichen etwas wollen wir thun! Alle Jahr erhalten wir daß Geld; alle Jahr wollen wir daher etwas thun und immer so viel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bei uns geschehen seyn; und wißet ihr, was wir dann thun wollen? „

„Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbarn thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen

unter ihnen unsere Hilfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüßen und ihnen sagen: — “Gönnet uns, lieben Brüder, die Freude, daß wir euch helfen! Eure Wege, eure Felder, eure Moräste, eure wüsten Sandflecke u. s. w. wollen wir verbessern und brauchbarer machen, eben so, wie es nun die unsrigen sind, und so weiter,

“So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern Gott! dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen segnen euch und eure Kinder und Kindeskinde!,, —

Ohngefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel und wollte beten. Aber das Herz des Volkes schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und schrie: — “es lebe der König! Es lebe unser Pfarrer!,,

